



Stadt
Schlieren

JAHRHEFT 2014

VEREINIGUNG
FÜR
HEIMATKUNDE
SCHLIEREN

SANIEREN

Was? Wer? Wozu?



Einführung

Sanieren ist vom lateinischen Wort SANUS = «gesund, heil» abgeleitet. Das lateinische «sanus» steckt auch in Sanatorium und im Namen des Krankenhauses «Sanitas», wo's ja wirklich ums Gesundwerden geht. Die Sanität allerdings ist und macht nicht gesund, kümmert sich aber um Verletzte und Kranke zu deren Heil. Das Sanitätsgeschäft hat mit den Geräten zu unserer Gesundung oder Gesundheit zu tun. Nicht zu verwechseln mit dem Sanitärgeschäft und dem Sanitärinstallateur. Der gibt sich mit Lavabos, Badewannen, Klosettschüsseln und den dazugehörigen Röhren ab; also den sanitären Einrichtungen, die ja indirekt auch unserer Gesundheit dienen.

Heute allerdings verbinden wohl die wenigsten Leute «sanieren» noch mit dem Begriff Gesundheit, eher mit Häusern und Firmen. Wenn letztere «gesundgeschrumpft» werden, hat das meist nicht mit «sanus» zu tun, sondern eher mit Sterben oder Sterben lassen. Unser Jahrheft beschränkt sich auf das Sanieren von Häusern. Was ebenso mit Geld, viel Geld und Vorschriften zu tun hat. Eine Erfahrung, die nicht nur Privatleute machen, die im dritten Kapitel des Jahrhefts selber zu Worte kommen. Im ersten Kapitel geht's um öffentliche Sanierungs-Objekte. Hier müssen die Verantwortlichen nicht nur ums Geld von uns Steuerzahlern kämpfen, sondern auch be-

weisen, dass für die Allgemeinheit etwas Sinnvolles entsteht. Wehe, wenn dann dennoch nur der Abriss in Frage kommt! Dann ertönt Geschrei aus dem Lager jener, die jedes alte, noch so baufällige Gemäuer erhalten wollen. Die Sanierung des «Stürmeierhuus» brachte überraschende Zeugen früherer Bautechniken an den Tag. Was Anlass gibt, sich im zweiten Kapitel geschichtlich der Entwicklung des Hausbaus in unserer Gegend und speziell in Schlieren anzunehmen. Das letzte und vierte Kapitel beschäftigt sich mit dem, was kommenden Generationen zu sanieren bleibt, sofern bis dann nicht schon alles abgerissen ist.

Sanieren kann man...



...Zähne



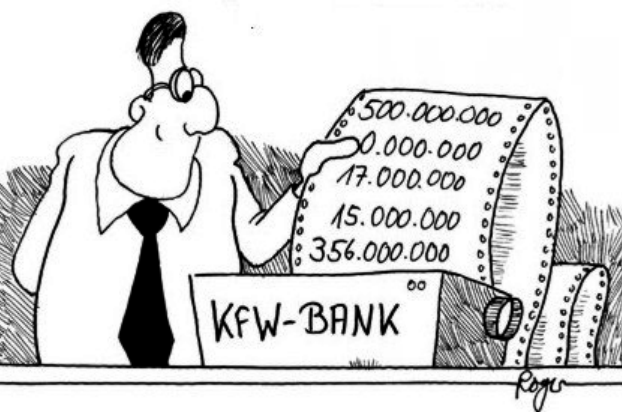
...Häuser



...Betriebe

IMPRESSUM

HERAUSGEBER	Stadt Schlieren, Arbeitsgruppe Ortsgeschichte Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
AUTOREN	Peter Suter, José Pujol, Robert Angst, Martin Ricklin, Trudi und Peter Hubmann-Lips, Hansruedi Steiner, Bea Krebs, Sr. Elisabeth Müggler
SATZ/GESTALTUNG	Erika und Charly Mettier
LEKTORAT	Peter Hubmann
FOTOS	Ortsmuseum Schlieren, Peter Suter, von Privatpersonen zur Verfügung gestellt
PRODUKTION	Steinemann Print AG, Schlieren
AUFLAGE	800 Exemplare



und die eigene finanzielle Schieflage

Inhaltsverzeichnis

Einführung	2
Erinnerungen	3
Kapitel I – Sanierung mit öffentlichen Mitteln	5
Von der öffentlichen Hand sanierte Gebäude	6
Sanierungen durch die öffentliche Hand	7
Sanierung Stürmeierhuus	9
Robert Angst erzählt	12
Es ist nicht alles Gold, was glänzt	15
Baugeschichte vor Ort	17
Kapitel II – Die Entwicklung des alemannischen Dreisässenhauses	19
Warum brauchen Tiere keine Kleider?	21
So bauten unsere Vorfahren	22
Schlierens typisches Dreisässenhaus	27
Kapitel III – Private Sanierung von Bauernhäusern	29
Die Häuser Badenerstrasse 12, 18, 20	31
Das Haus Badenerstrasse 12	33
Das Haus Badenerstrasse 18	35
Das Haus Badenerstrasse 20	37
Trotte/Speicher Urdorferstrasse 21	39
Bauernhof Alter Zürichweg 70	41
Nicht saniert, sondern abgerissen	43
Kapitel IV – Die Zukunft	45
Wie geht's in Zukunft weiter?	47
Die Kapelle am Spital Limmattal	49
Der Gasometer Schlieren	50
bisher erschienene Jahrhefte	52

Erinnerungen

Als ich die erste Seite dieses Jahrhefts, die «Einführung», zu schreiben begann, tauchten Bilder aus meiner Jugend auf: SANUS war nämlich das erste lateinische Wort, dem ich als Schüler begegnet bin. Schon vor meiner allerersten Lateinlektion, der sich dann im Laufe der 6½ Jahre Gymnasium noch hunderte anfügten; praktisch eine pro Tag. Sie fanden in jenem bis heute fast unveränderten Gebäude statt, das – nicht ganz zu Unrecht – Lümmelburg genannt wurde (oberes Bild rechts).

Gustav Albert Wegmann hat das Gebäude 1842 für die neu gegründete Kantonschule (nur für Knaben!) in klassizistischem Stil hoch oben an der Rämistrasse 59 errichtet. Von dort zog und zieht sich das Schulareal als bloss gekiester Aussen-

Turnplatz bis zum Heimplatz (früher Pfauen) – noch!

In der äussersten Südwestecke, vis-à-vis des Kunsthause, befand sich die erste von später zwei Turnhallen.

Und sie steht noch immer, die altherwürdige Turnhalle I. An ihr vorbei führte mein Schulweg. Schon an meinem ersten Gymischultag im Frühjahr 1946 fiel mein Blick auf das Medaillon links der grossen Tür, wo – in Stein gemeisselt und vergoldet – der berühmte Satz des römischen Dichters Juvenal steht:

MENS SANA IN CORPORE SANO

Das Gebäude war mit den damals üblichen Geräten ausgestattet. Die Garderoben waren eng. Duschen gab's keine, nur

ein einziges Brunnlein. Die Halle selber war zu klein für Mannschafts-Ballspiele und zu meiner Zeit mit einem Holzriemenboden ausgestattet. Aber irgendwie war die Halle gemütlich, geradezu heimelig. Nun schlägt ihr letztes Stündlein. Ab 2017 soll an ihrer Stelle der Kunsthauus-Erweiterungsbau des Londoner Architekten David Chipperfields stehen und den grössten Teil des offenen Areals einnehmen. Das Bild rechts unten zeigt das Projekt. Unmittelbar am rechten Bildrand ist noch eine Ecke der «Lümmelburg» zu erkennen. Ein ähnliches Schicksal steht ja auch dem «alten» Limmattalspital bevor: Abreissen und Neues bauen. Das Thema im letzten Kapitel dieses Jahrhefts.

Peter Suter



Kantonsschul-Areal 1847



Lümmelburg 1980



Turnhalle heute



Künftiges neues Kunsthauus

Kapitel I

Sanieren mit öffentlichen Mitteln



Dachsparren, Pfetten und Windverbände (diagonal)

Von der öffentlichen Hand sanierte Gebäude

POLITISCHE UND EHEMALIGE BÜRGERGEMEINDE

ZEHNTENSCHÜR Baujahr: 1574 Letzte Renovation: 1997 Sägestrasse 4	Ältestes Gebäude Schlierens. Scheune in N- und S-Hälfte unterteilt. Hier lagerten die Schlieremer jenen Teil ihrer Ackererträge ein, den sie als Zehnten dem Heiliggeist-Spital Zürich abliefern mussten. 1801 (Ablauf der Zehntenpflicht) als Oekonomiegebäude an Private vergantet. Mitte 19. Jahrhundert beide Scheunenteile durch je ein steinernes dreistöckiges Wohnhaus verkleinert; aber aneinander gebaut; privat finanziert. Seit 1997 ganze Liegenschaft im Eigentum der Stadt.
ALTES SCHUELHÜSLI Baujahr: 1732 Letzte Renovation: 1979 – 81 Freiestrasse 10	Erstes Schulhaus von Schlieren (mit Wohnung). Nach Bezug des Schulhauses Badenerstrasse ab 1845 in Privateigentum. Sofort das Schulzimmer als zweite Wohnung unterteilt. Während einiger Zeit auch eine Schenke, daher der Spitzname «Tonhalle». Ging 1979 im Landabtausch mit F. Jost in städtisches Eigentum über. Völlig umgebaut. Aus Sicherheitsgründen Eingang an Nordseite verlegt, zum Gewinn von Luftraum Boden im EG abgesenkt. Fünf Räume stehen Vereinen und der Öffentlichkeit zur Verfügung.
FREIZYTHÜSLI Baujahr: 1862 Letzte Renovation: 1976 Kirchgasse 6	Ursprünglich für Kleinmetzgerei gebaut mit Schlachthaus im Keller. Wohnung im Hochparterre, über Treppe erreichbar. Schopfanbaute an der Nordseite. 1976 durch Stadt erworben. Mitfinanziert mit dem Erlös des zweiten Schlierenfestes und darum Räume für Vereinszwecke umgebaut. (Erstes mit öffentlichen Mitteln saniertes Objekt.)
ORTSMUSEUM Baujahr: 1875 Letzte Renovation: 1979/80 Badenerstrasse 15	Als vornehmes Herrschaftshaus nebst Scheune und Remise erbaut von Ammann Heinrich Bräm auf dem Grundstück eines abgebrannten Hofes. 1896 an die Familie Meyer (Chiies-Meyer) verkauft. Sollte nach dem Tode des Dr. Walter Meyer abgebrochen werden, der es auf Vorschlag des damaligen Gemeindepräsidenten Heiri Meier der Stadt überlässt – unter der Bedingung, daraus ein Ortsmuseum zu machen. Dieses nutzt seit 1981 Erdgeschoss und 1. Etage. Die Wohnung im 2. Obergeschoss ist vermietet.

REFORMIERTE UND KATHOLISCHE KIRCHGEMEINDE

ALTE KIRCHE Baujahr: keine Daten Letzte Renovation: 1937	Erstmals 1245 als Agathenkapelle urkundlich erwähnt. Eine eigentliche Kirche muss schon vor 1574 bestanden haben, denn in diesem Jahr brachte das Zürcher Heiliggeist-Spital (dem der Bau gehörte) eine Uhr am Turm an. 1713 wegen schlechten Zustands gründlicher Umbau und Vergösserung auf den heutigen Grundriss. 1937 Kirchturm erhöht (um 5. Glocke unterzubringen) und Aussentreppe zur Empore abgetragen. Bau der «neuen Kirche» nebenan. Heute für kleinere kirchliche und künstlerische Anlässe genutzt.
ALTES PFARRHAUS SIGRISTENHAUS erbaut 1737 Letzte Renovationen: 1937 und 1953	Der spätgotische Steinbau (damals in Bauerngemeinden sehr selten) ersetzte das alte hölzerne Pfarrhaus. 1746 Baugrundsanierung, 1778 und 1803 weitere Renovationen, letzte 1937 – gleichzeitig mit Sanierung der alten Kirche. Ursprünglich Eigentum des Zürcher Heiliggeist-Spitals. In der Helvetik 1798 an die nun selbständige Reformierte Kirche übergegangen. Zeitweilig Sigristenwohnung. Heute von der Reformierten Kirche vielseitig genutzt.
STÜRMEIERHUUS erbaut 1532 Letzte Renovation: 1984–85 Freiestrasse 14	Von Anfang an als Doppelhaus errichtet. Seit 1727 wohnten meist 3–4 Familien darin (53 Besitzerwechsel). Ab 1951 Baumeister F. Jost alleiniger Eigentümer. Durch Landabtausch 1978 an die Stadt, 1982 an die Reformierte Kirchgemeinde. Katholische Kirche mit Einmalbetrag beteiligt. Heute Begegnungszentrum. Ein grosser und mehrere kleine Säle, Restaurant, Sekretariat Ref. Kirchenpflege. (Teuerste und gewagteste Sanierung; aber heute von Bevölkerung akzeptiert und breit genutzt)

Sanierungen durch die öffentliche Hand



Freizythüsli

Heiri Meier hat während seiner Zeit als Stadtrat und Stadtpräsident manche Sanierung miterlebt. Er ist also kompetent, darüber zu berichten.

Hat Schlieren genug getan zur Erhaltung und Sanierung historischer Bauten mit öffentlichen Mitteln?

Ich meine JA. Die Stadt, inbegriffen die ehemalige Bürgergemeinde, die Reformierte Kirchgemeinde und verschiedene private Hausbesitzer haben in den letzten fünf Jahrzehnten viel Energie und grosse Mittel in die Erhaltung ihrer historischen Bauten investiert. Erwähnung verdient auch das Gasi-Museum. Dort ist in der Maschinenhalle des ehemaligen Gaswerks der Stadt Zürich eine eindruckliche Präsentation der früheren Gasproduktion in Schlieren erhalten geblieben. Dem Gasverbund Ostschweiz für das Geld und Max Kübler für Idee und Arbeit sei Dank.

Den Anfang der Sanierungen alter Bauzeugen für die Allgemeinheit machte 1976 das Freizythüsli am Kirchplatz, das mit dem Erlös aus dem zweiten Schlierefäsch für die Vereine renoviert wurde.

Als zweites städtisches Objekt wurde das Alte Schuelhüsli zum grossen Teil durch

öffentliche Mittel saniert. (Die Tische und Stabellen im Dachstock bezahlten Stadt- und Gemeinderäte aus ihrer Tasche.) Seit 1981 steht es den Vereinen zur Verfügung, und seine fünf Räume waren schon in diesem ersten Jahr 1075-mal belegt. Einen besseren Beweis für seine Notwendigkeit kann es kaum geben!

Das Ortsmuseum an der Badenerstrasse 15 ist, verglichen mit den beschriebenen Altbauten, mit seinen rund 140 Jahren relativ jung. Seine Existenz verdankt es glücklichen Umständen. Seine Lage am Rande des Stadtparks und die Eigentumsverhältnisse zur Zeit seiner Bestimmung zum Museum liessen es zum Idealfall werden. Die Reihe endete (vorerst?) mit dem letzten grossen Wurf, dem Stürmeierhuus. Wohl auf Jahrzehnte hinaus ein Prunkstück. Dass es hier gelang, mit einem fast vollständigen Neubau, unter Verwendung des grössten Teils der historischen Bausubstanz ein den heutigen Bedürfnissen gerecht werdendes öffentliches Begegnungszentrum zu schaffen, ist für mich je länger desto mehr ein Wunder. Alle Beteiligten dürfen stolz sein.

Eigenartigerweise ist die Zehntenschür aus dem Jahr 1574 – das älteste noch be-



stehende Gebäude in Schlieren – bisher in keinem neueren Jahrheft eingehend gewürdigt worden. Wohl weil der ursprüngliche Zweck des Hauses mit diesem Namen so klar umschrieben ist, wurde auch die Erhaltung dieser historischen Baute bisher nie in Frage gestellt. Zu diesen beschriebenen Bauten im alten Dorfkern gehört auch noch das alte Bauernhaus Kirchgasse 2, das vom Zürcher Heimatschutz im Baurecht übernommen, renoviert wurde und vermietet ist. Alle vier Bauten habe ich im Jahrheft 2008 eingehend beschrieben.

Die Reformierte Kirchenpflege besitzt zwei Bauten, die sie gut gut imstande hält: Das alte Pfarrhaus (Sigristenhaus) und die kleine Alte Kirche, deren Geschichte Peter Ringger 2013 ausführlich dokumentiert hat.

Soll die öffentliche Hand sanieren?

Zu diesem Thema habe ich mich schon im Jahrheft 2008 geäussert: Die Frage «Abbruch oder Renovation alter Häuser» gibt schon seit den 1960er-Jahren Anlass zu sehr konträren, hitzigen Diskussionen, in Schlieren wie andernorts. Letztlich ist es nur eine Frage des Geldes. Eine zeit- und vorschriftsgemässe Sanierung kommt nämlich teurer zu stehen als die Erstellung einer neuen Baute gleichen Bauvolumens. In jedem Fall muss eine Mehrheit in Behörden und Bevölkerung für einen entsprechenden Kredit gefunden werden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, dass eine Aussicht auf Erfolg nur dann besteht, wenn alte Gebäude nach der Restauration von der Bevölkerung intensiv genutzt werden können. Fände man



Ortschaftsmuseum



Zehntenscheune



Luftaufnahme der drei Häuser Badenerstrasse 12, 18 und 20

wohl jemanden, der bereit wäre, in einem zwar restaurierten, aber ursprünglichen Bauernhaus in engen, niedrigen, düsteren Zimmern ohne jeden Komfort zu wohnen? Natürlich zu einem kostendeckenden Mietzins! Ein solches Haus wäre wohl ein Museum geworden, das sich vielleicht jeder Schlieremer einmal angesehen hätte und dann nicht mehr. Dann bleibt – wie bei der «Arch» – nur der Abriss.

Jene Puristen oder Fundamentalisten unter den Heimatschützern, die jede Fassadenänderung, jeglichen Innenumbau oder gar eine Auskernung bekämpfen, seien daran erinnert, dass jedes Schlieremer Bauernhaus – gerade das Stürmeierhuus – in seiner langen Vergangenheit immer wieder umgebaut worden ist.

Wie kompliziert eine Sanierung werden kann, wenn öffentliche und private Interessen aufeinanderstossen, zeigt der Fall der Häuser Badenerstrasse 12, 18 und 20. Diese drei Bauernhäuser aus dem 19. Jahrhundert bilden ein nicht zu übersehendes, schönes Ensemble. Aber sie stehen auf der Nordseite der Badenerstrasse und sind vom Stadtpark durch die 4-spurige Strasse getrennt. Alle drei sind im Eigentum von Nachfahren der langjährigen Eigentümerfamilien.

Diese drei Bauten haben zweifellos einen historischen Wert. Es steht den Eigentümern frei, sie weiterhin wie bisher zu unterhalten und zu nutzen. Aber die Gebäude stehen in einem Mittelpunkt des Verkehrs, sowohl des privaten wie des öffentlichen. Die geplante Limmattalbahn wie die allfällige Verlegung der Badenerstrasse sollen unmittelbar nördlich dieser drei Häuser vorbei führen.

Die Strassenverlegung böte zwar die Möglichkeit, die drei Häuser in den Dorfpark einzubeziehen. Ein Verwendungszweck müsste aber noch gefunden werden. Als Bauernmuseum kann ich mir keines von ihnen vorstellen, ohne bäuerliche Umgebung. Selbst wenn die jetzige Badenerstrasse mit grossem Aufwand wieder humanisiert würde. Zudem müssten sowohl Behörden wie auch der Souverän für Projekt und Kredit gewonnen werden.

Sanierung Stürmeierhuus



Schlüssel zum alten Gebäude

Architekt José Pujol blickt zurück:

Nach einer Schulpflegesitzung im Jahr 1977 fragte mich Kurt Grieder, ob ich allenfalls gewillt sei, für die Reformierte Kirchgemeinde ein Projekt vorzuschlagen, um im leer stehenden, stark renovationsbedürftigen Stürmeierhuus die notwendigen Sekretariatsräume zu ermöglichen.

So trafen wir uns, Herbert Krähenbühl (Präsident Kirchenpflege), Arnaldo Ferrari, Kurt Grieder und ich an einem Sonntagmorgen zur ersten Besprechung. Wir gründeten die Gruppe «Pro Stürmeierhuus». Wir prüften den Standort und die Geräumigkeit des alten Gebäudes auch auf seine Eignung für das von der Reformierten Kirchenpflege längst vorgesehene Kirchgemeindehaus und erstellten ein Raumprogramm. Die Reformierte Kirchgemeinde als Bauherrin beabsichtigte, aus diesem charaktervollen, harmonischen Gebäude in Zusammenarbeit mit der Politischen Gemeinde, der Katholischen Kirchgemeinde (sie baute später ihr eigenes Kirchgemeindehaus, leistete aber einen Einmalbeitrag) und einem weiteren Kreis von Interessenten ein Gemeinschaftszentrum zu schaffen. Es sollte ein Haus für die Schlieremer Bevölkerung werden, ein Ort der Begegnung.

Um möglichst allen Ansprüchen gerecht zu werden, wurde im Sommer 1979 an alle Schlieremer Haushalte ein Fragebogen verschickt. So lernten wir die Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung kennen. Die Mehrheit der Fragebogen kam zurück, mit vielen Wünschen und Bemerkungen. Anhand der eingegangenen Meinungen entwarfen wir ein erstes Projekt

Es waren noch fünf weitere Projektvorschläge erforderlich. Planungskommission und Kirchenpflege wählten dann das sechste Projekt aus (!), welches als Abstimmungsvorlage diente. Am Urnengang vom Februar 1984 wurde das Bauvorhaben von den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern angenommen. Nun konnte das Team meines Büros an die Planung.

Technische Erschwernisse wie statische Konstruktion, Führung und Koordination der Sanitär- und Elektroleitungen sowie der Lüftungskanäle gaben Kopfzerbrechen. Zudem mussten viele amtliche Vorschriften erfüllt werden (Feuerpolizei, Wirtschaftsamt, Lebensmittelinspektorat). Wir waren auf Kompromissbereitschaft der zuständigen Stellen angewiesen, besonders was das Restaurant betraf.

Nach der Zustimmung aller Ämter setzten wir uns mit der Ausführungsplanung auseinander. Die Kirchenpflege ernannte eine Planungskommission. Sie bestand aus 18 Mitgliedern. Vor Baubeginn kam eine Baukommission mit 12 Mitgliedern dazu. Die anspruchsvolle Aufgabe erforderte von beiden Kommissionen viel Einsatz, Arbeitskraft und Begeisterung. Der Termin bis zur Fertigstellung der Baute wurde zweimal verkürzt.

So gingen wir dann in der Praxis vor: Von Anfang an legten wir grossen Wert auf den Erhalt der Gebäudesubstanz. Das Haus wurde ausgehöhlt. Die Ost- und Westwand blieben bestehen. Sämtliches Holzwerk wurde sorgfältig sortiert, nummeriert und in der Zimmerei zur Wiederverwendung gereinigt. Dank des sorgfältigen Abbruchs der alten Baute konnten wir die gut erhaltenen Holzträger am angestammten Platz wieder verwenden. Ein einziger Bundbalken im Dachstuhl musste durch einen neuen ersetzt werden. Trotz aller Erschwernisse und trotz allem Unvorhergesehenen konnten wir den Einweihungstermin einhalten.

Am 31. Mai 1986 wurde das Stürmeierhuus mit viel Prominenz und zahlreichen Gästen eingeweiht. Die Freude war gross, für mich ein unvergesslicher Tag.



bis ca. 1950 noch bewohnt



1984, unmittelbar vor dem Abbruch bzw. vor der Totalsanierung



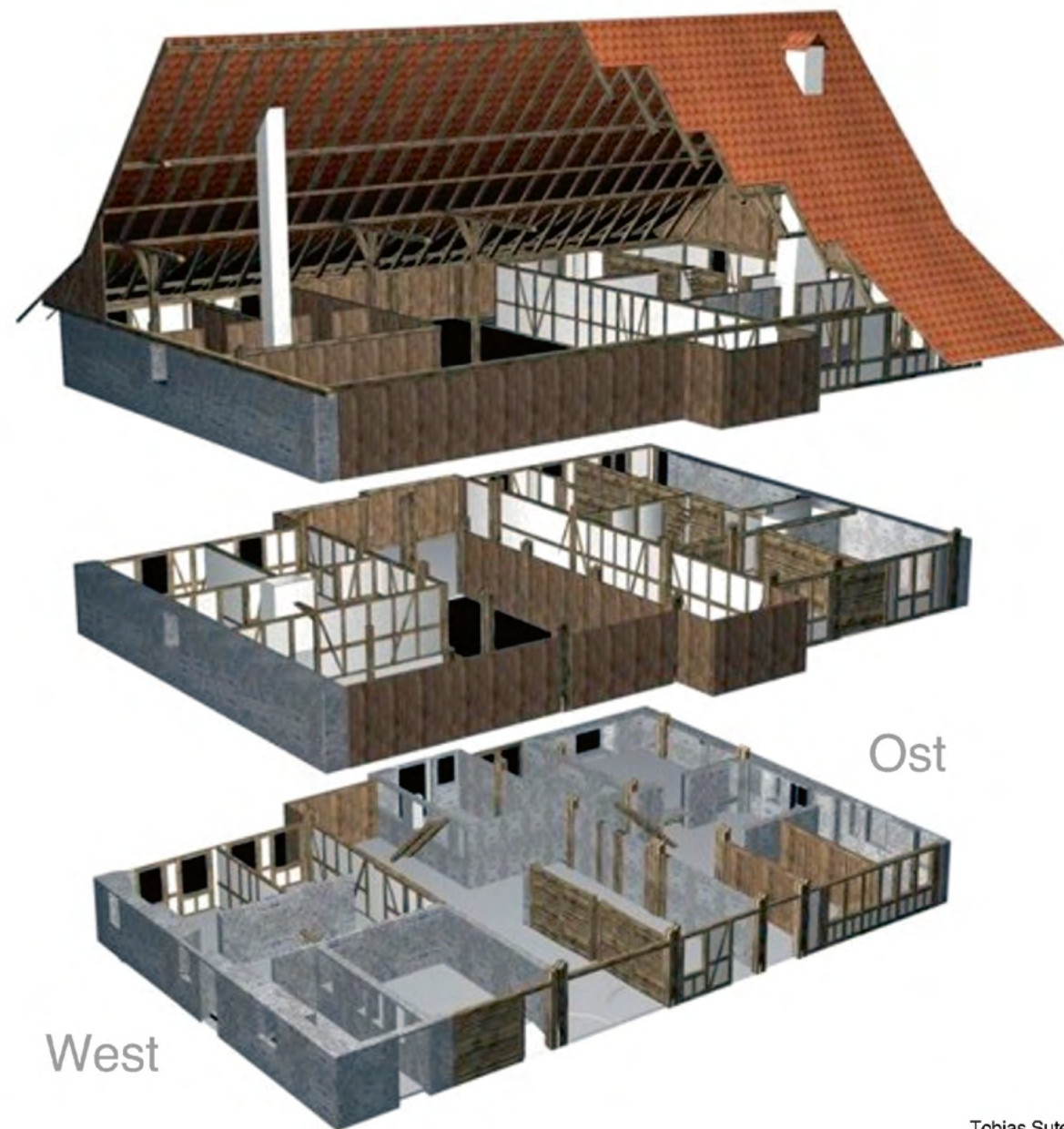
1986 im neuen «look»

Die Reformierte Kirchgemeinde als Bauherrin leistet durch die Existenz des Gemeinschaftszentrums Stürmeierhuus einen wichtigen Beitrag zum Aktiven «Dorf-Leben» der Bevölkerung.

Von Anfang an und auch jetzt wünscht sie sich, dass der Geist des Hauses ein guter sein wird und dass unter dem alten Giebel freundschaftliche Toleranz gedeihen möge.

Unser Highlight:

1989 erhielten wir die Anerkennung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter für behindertengerechtes Bauen.



Tobias Suter

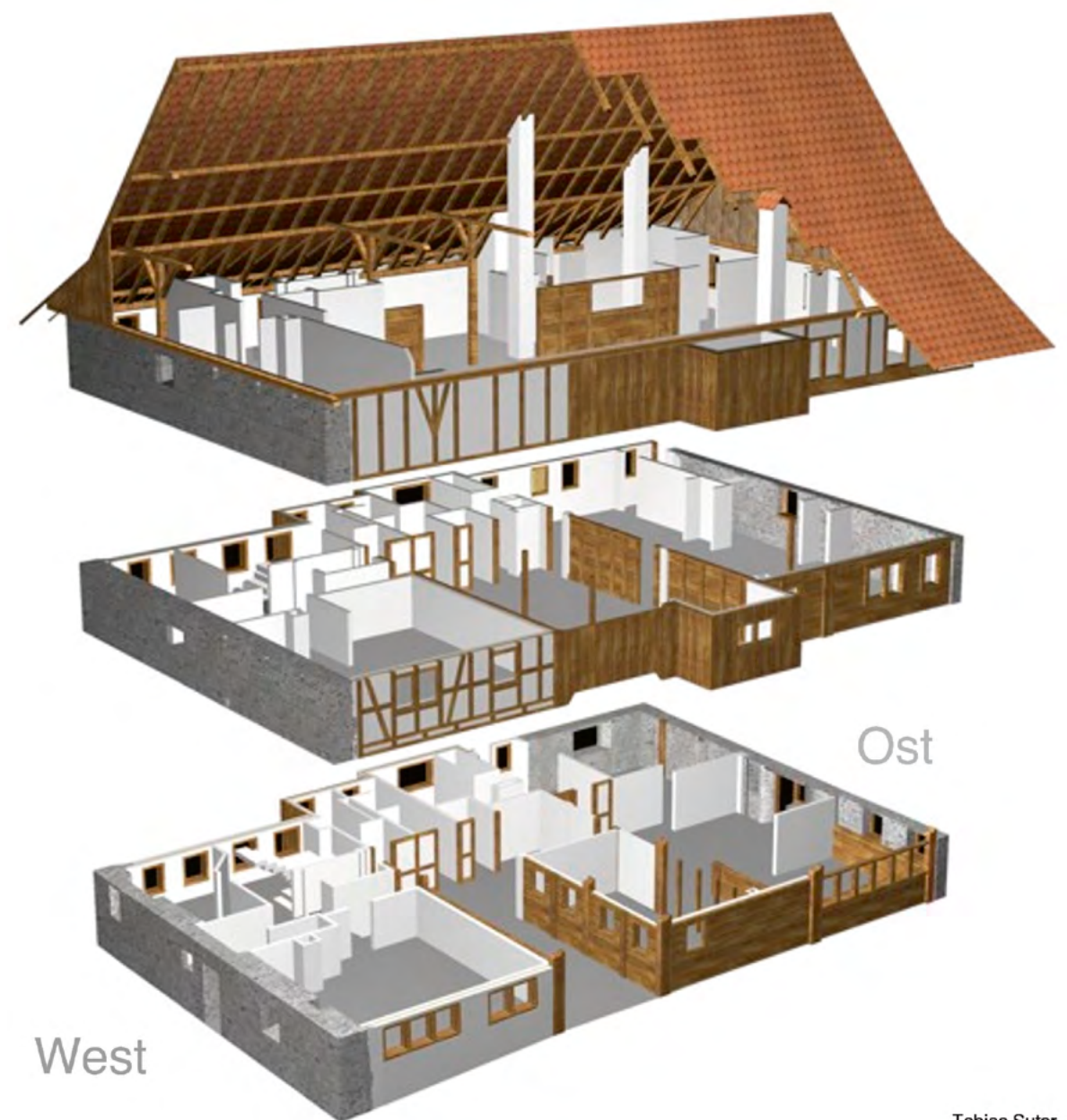
Innenräume vor der Sanierung

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das Stürmeierhuus schon einmal gewaltig umgebaut worden, was sich in dieser Darstellung nachverfolgen lässt.

Warum im Erdgeschoss der Stall des Westteils strassenseits, die Stuben und Kammern dafür hinten liegen, von der Strasse weg, ist nicht erklärbar und einmalig. Im

Ostteil lagen die Stuben wie üblich ebenerdig zur Dorfstrasse hin, ebenso der Stall. Als von 1727 an fast immer vier statt nur zwei Familien im Haus wohnten, unterteilte man die beiden Stuben im Erdgeschoss und benützte die Kammern im 1. Obergeschoss gemeinsam. In jeder Haushälfte gab es nur je eine Küche (Kamine beachten) für alle Bewohner. Durch sie betrat man das

Haus. Von ihr aus führten auch die Treppen in die oberen Stockwerke. Beim eingangs erwähnten Umbau hob man das Dach 1,2 Meter an und gewann so in beiden Hausteilen ein zweites Obergeschoss für weitere Kammern. (In der Zeichnung mit dem Dachgeschoss zusammengefasst.)



Tobias Suter

Innenräume nach der Sanierung

Die Erscheinung als einstiges Doppelhaus wird äusserlich an der Südfront zur Strassenseite gezeigt; nämlich an unterschiedlichen Fassaden: am Ostteil Ständer und Bohlen, am Westteil Fachwerk. Die nachfolgende Erklärung nutzt diese Unterteilung. (In der Zeichnung sind 2. Obergeschoss und Dachgeschoss zusammengefasst.)

Erdgeschoss	Westteil (links) «Stürmeierstube» Treppenhaus/Lift	Ostteil (rechts) Restaurant Restaurant-Küche
1. Obergeschoss	Büro Kirchengpflege	«Drei Stuben» Treppenhaus (Falt-Zwischenwände geöffnet)
2. Obergeschoss + Dachgeschoss	Bühne, Garderoben, Saal	Saal mit Saalküche

Der Saal ohne Decke gibt den Blick auf das Dachgebälk frei. Das einzige Treppenhaus befindet sich im Westteil; die sanitären Einrichtungen sind hinten im einstigen Tenn. Die Kamine gehören zur Lüftung. Im sanierten Gebäude findet sich bedeutend mehr festes Mauerwerk als früher.

Robert Angst erzählt:

Am 1. Januar 1978 übernahm ich die Leitung der Zimmerei meines Vaters. In jener Zeit interessierten mich die langen Sondierungsgespräche und Vorabklärungen über eine mögliche Zukunft des «Stürmeierhuus» aber mehr als Stimmbürger und Steuerzahler. Und ehrlich gesagt: Ich war damals wie viele Schlieremer der Meinung, ein Abriss und ein Neubau wären vernünftiger und billiger. Der Auftrag für die Sanierung (Mai 1984 – Mai 1986) war für mich und meine Mitarbeiter in der Firma eine grosse Herausforderung, eigentlich fast ein Abenteuer.

Altes, bereits verbautes Holz (eigentlich Abbruchware, die andernorts in einer Mulde gelandet wäre!) sorgfältig zu demontieren, zu nummerieren, zu reinigen und daraus Bauelemente gemäss den Vorgaben und Plänen von J. Pujol zu schaffen, übte aber auch eine gewisse Faszination aus. Die Auflagen von Heimatschutz, Denkmalpflege und Feuerpolizei drangen zum Glück nicht bis zu uns.

Schwierig gestalteten sich Kalkulation und Ausschreibung. Wir hatten keine Erfahrungswerte, weder für die Demontage des Holzes zur Wiederverwendung noch für dessen Wiedereinsatz im Neubau. Rückfragen in der Branche gaben nicht viel her.

Auf den Plänen sahen die Zimmerarbeiten wirklich schön aus. Wir hätten sie sicher massgerecht aus den Beständen unseres Holzlagers anfertigen können. Aber wir mussten ja mit den vorhandenen, aufbereiteten Holzteilen auskommen. Ob die wirklich noch an ihren vorgesehenen, ursprünglichen Platz im Gebälk passten? Wir griffen dazu auf uralte Handwerkstechniken zurück:

Die Zimmerleute, die im 16. Jh. das «Stürmeierhuus» errichteten, mussten ja auch mit dem gelieferten Rohmaterial vorlieb nehmen. Die Stämme waren ungleich lang, liefen natürlich leicht konisch zu und waren oft ein wenig krumm. Längere Balken hatten deshalb nicht immer parallel laufende Seitenflächen. Die Zimmerleute zeichneten darum auf dem sogenannten Reissboden aus Brettern die Dachkons-

truktion, Riegelwände ect. im Massstab 1:1 auf. Danach wurden alle Masse für die einzelnen Bauteile, Sparren, Streben, Pfosten, Riegel usw. übertragen, um sie danach zu bearbeiten = abbinden. Ähnliches machten wir auf dem Werkplatz unserer Firma, indem wir die Bauteile, welche in ihrer Originallänge und Funktion blieben, als Grundlage zusammenbauten. Nun konnten wir die fehlenden oder zu ersetzenden Bauteile genau abreissen und bearbeiten. Dann setzten wir sie zur Kontrolle zusammen, demontierten sie erneut für den Transport zur Baustelle, wo sie dann ihren endgültigen Platz fanden. Auf diese Weise konnte z. B. der ganze Dachstuhl bis auf einzelne Sparren und Teile des Windverbandes (diagonale Verstrebungen) in seiner ursprünglichen Konstruktion wieder verwendet werden. Einzig die Ständer-Bohlen-Fassade an der Südseite des Restaurants montierten wir fertig in der Werkhalle und transportierten sie als Ganzes zur Baustelle. Übrigens: Bohlen und weitere Balken haben unsere Mitarbeiter – wie schon die Zimmerleute im 16. Jh. – nicht gesägt oder gehobelt, sondern mit der linken oder rechten Breit-

axt behauen. Für meine Mitarbeiter war das eine ganz neue Erfahrung.

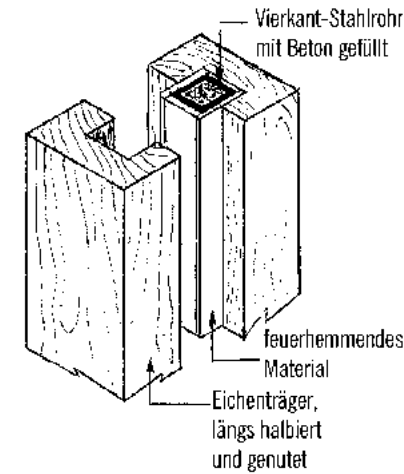
Die Qualität der einstigen Zimmerarbeit wie auch deren guter Zustand erstaunte uns immer wieder. Im Ständerbau bilden gewaltige Eichenbalken die Auflager (Schwellen), sozusagen das Fundament. Und obwohl sie 450 Jahre auf der blossen Erde gelegen hatten, war ihre Unterseite kaum verrottet, der Rest aber noch so hart, dass wir ihn mit Hartmetall-Werkzeugen bearbeiten mussten.

Ein Vorhaben misslang allerdings gründlich: Wir wollten eine der alten Küchen erhalten und als Ganzes versetzen. Beim Anheben mit einem Kran brach das Museumsstück auseinander. Es wäre übrigens der einzige museale Anteil im «Stürmeierhuus» gewesen.

Man muss wissen, dass Ende des 20. Jahrhunderts Beton, Stahl und Glas als «in» galten; der Glaube an den Holzbau war dadurch etwas verloren gegangen. So schienen dem Architekten angesichts der höheren Belastung des Saalbodens durch grössere Menschenansammlungen die bisherigen Holzträger zu schwach. Wir mussten sie längs der Mitte aufsägen und



Zimmermann bei der Arbeit mit dem Breitbeil rechts.



nuten, damit sie die Stahlstütze im Inneren kaschieren konnten (siehe Zeichnung oben). Dieser Dreh missfiel mir als «Hölzler» natürlich.

Die Holzbautechnologie hat seither enorme Fortschritte gemacht, der Holzbau erlebt eine Renaissance. Heute würden wir die erwähnten Eisenbeton-Böden mit Holz-Beton Verbundelementen erstellen und auf reine Holzpfosten abstützen. Man dimensioniert z. B. den Querschnitt von Holzbalken etwas grösser, so dass

im Brandfall an ihrer Aussenseite 2-3 cm durchaus verkohlen können, ohne dass die Tragfähigkeit nachlässt.

Trotz Wiederverwertung der alten Holzteile hat sich mit der Sichtbarmachung alter Bauweisen an den Fassaden das Aussehen des «Stürmeierhuus» gegenüber dem früheren Gebäude stark verändert.

Heute diese Sanierung durchzuführen wäre angesichts stets neuer, noch strengerer Vorschriften weder praktisch, geschweige denn finanziell machbar. (Das gälte auch, wenn jetzt kleinere Umbauten nötig wären.) Es müssten heute schon beim Rückbau und auch beim Wiederaufbau gewaltige, teure Sicherheitsmassnahmen getroffen werden. Obschon einer den Zimmermannsberuf nur ergreift, der auch gern hoch oben auf dem Dachstuhl

arbeiten will, müssen für ihn neuerdings Sicherheitsnetze und Seilsicherungen installiert werden. Natürlich entspricht das «Stürmeierhuus» auch nicht den heutigen Normen für Wärmedämmung und Energiesparen.

Ich habe seither auch an der Renovation von Trotte/Speicher Urdorferstrasse 21, mitgearbeitet, deren Konzept des Innenausbaus mich aber überhaupt nicht befriedigt. Aber über das gelungene Werk «Stürmeierhuus» freue ich mich und wäre heute wieder mit dabei. Es war eine nachhaltige und zweckdienliche Investition.

Leider hat sich für meine grossen Erfahrungen mit dieser doch etwas speziellen Sanierung bislang weder der Heimatschutz noch irgendeine andere Stelle interessiert.

AUS ALTEM WIRD NEUES



1. Obergeschoss alt



1. Obergeschoss neu



alter Dachstuhl



neuer Dachstuhl

AUS ALTEM WIRD NEUES



Giebel alt



Giebel neu



Treppe alt



Treppe neu



Südostseite alt



Südostseite neu

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Die Erfahrungen von Zimmermann

Martin Ricklin: Als «Hölzler» müsste man im «Fall Stürmeierhuus» das Sprichwort so formulieren: «Es ist nicht alles alt, was alt aussieht.»

Das alles ist nun schon 28 Jahre her. Als ich damals nach vier Wochen Hochzeitsferien wieder zur Arbeit auf dem Holzplatz der Zimmerei Angst erschien, staunte ich ungläubig. Da lagen in einem geordneten Durcheinander viele, alte, teilweise angefaulte Holzbalken, schmutzig und einige zerbrochen. Die mussten wohl vom Stürmeierhuus stammen, das ich nur vom Vorbeifahren kannte. Das Holz war zwar während der Demontage (bei der ich ja eben nicht dabei war) mit aufgenagelten Holzbrettchen nummeriert worden. Aber nicht alle hatten die Erschütterungen des Transports überlebt und lagen nun irgendwo. Glücklicherweise hatten die damaligen Zimmerleute Bundzeichen in die Holzelemente geschlagen oder geschnitzt. Sie heute zu lesen, ist nicht ganz einfach. Ich musste in alten Büchern ihre Bedeutung nachschlagen.

Die Fassade im östlichen Erdgeschoss (wo sich heute das Restaurant befindet) war schon in meiner Ferienabwesenheit auseinander genommen und restauriert worden. In der Werkstatt setzten wir sie als Ganzes wieder zusammen. Der Transport zur Baustelle fand um 5 Uhr in der Früh statt. Eine Nacht- und Nebelaktion, weil die Ladung mit einer Überbreite von 5 mal 8 Meter nicht ganz strassentauglich war. Der Baukran hätte das 5 bis 6 Tonnen schwere Fassadenteil nicht an seinen Standort hieven können; ein Spezialkran musste her.

Jetzt ging's an die Aufbereitung der alten Eichenschwellen, die jahrhundertlang das Fundament bildeten; also direkt auf der Erde lagen. Das hiess: Faule Stellen abschneiden, von Erde säubern und ausflicken. Es war nicht ganz einfach, diese schweren, krummen Dinger auf die Fräse zu bringen. Waren sie mal in der richtigen Position und die Fräse begann zu laufen, traten unliebsame Überraschungen ein, z.B. versteckte Nägel. Wenn die Funken flogen, war es zu spät, was manchem Fräsenblatt das Leben kostete.



So was sollten wir reinigen und zurichten?



Die grossen Eichenbalken für die Auflager werden an Ort und Stelle bearbeitet

Die Decken bzw. Böden im alten Stürmeierhuus wurden von mächtigen Eichenpfosten getragen. Allerdings misstrauete Architekt Pujol ihrer Tragfähigkeit im Hinblick auf die zu erwartenden Menschenansammlungen im neuen Haus. So beauftragte er uns, die alten Eichenpfosten längs zu halbieren und zu nuten, um darin Stahlstützen verstecken zu können. Auf dieser Attrappen-Tragkonstruktion betonierten die Maurer die neuen Decken. Während dieser Zeit sanierten wir die Trennwände im Tenn, die Decke über

dem Büroraum der Kirchenpflege und das hölzerne Riegelwerk der Fassade. Da viele Holzteile in sehr schlechtem Zustand waren, mussten wir Ersatz bei einem Altholzhändler zukaufen. Damit man den Unterschied nicht so gut merkte, schnitten wir die Bundzeichen wieder neu ein. Wenn der Maurer wieder einige Mauern hochgezogen hatte, kamen wir mit unseren krummen Holzbalken – die Motorkettensäge immer dabei –, um alles den mehr oder weniger geraden Mauern anzupassen.

Die Dachsparren hatten über die Jahre recht gelitten. Viele waren angefault und nicht mehr zu retten, weil die Ziegel schon jahrelang nicht mehr dicht hielten. Bloss – die zu ersetzen, war nicht ganz einfach, altes passendes Holz gab es nicht. Also mussten wir aus neuem Holz die neuen Sparren anfertigen, sie aber krumm oder konisch schneiden, wie die Bäume gewachsen waren. Dann mit dem Schropphobel von Hand hobeln, damit sie aussahen wie von Hand gehauen. Und weil man früher die langen dünnen Baume nicht ganz scharfkantig schnitt, damit sie nicht zu dünn gerieten, blieben die Kanten teilweise rund. Also mussten auch wir die scharfen Kanten mit dem Ziehmesser runden.

Von jetzt an wurde die Arbeit erst richtig interessant. Es ging ans Zurichten und Zusammensetzen des Dachgebälks. Spätestens jetzt war ich froh um die alten Bundzeichen, wenn die von uns angebrachten Beschriftungen fehlten oder nicht mehr leserlich waren. Jeden Dachbinder, jeden Sparren legten wir auf dem Holzplatz unserer Bude aus. Wir ersetzten faule Teile oder flickten sie aus, verstärkten alle Knotenpunkte mit eingefrästen Eisenteilen und passten die Binderfüsse (die Enden) den neu vorgesehenen Eisenschuhen an. Die Binder mussten so abgeändert werden, weil die Stockwerkhöhe korrigiert worden war und andere Dachlasten und neue Normen bestanden.

Und dann kam die schönste Zeit: Das Aufrichten der Giebelwände, Binder und Dachsparren mit Kehlgebälk. Von den vielen Zuschauern bekamen wir einiges zu hören: «Super die Holzkonstruktion!». Andere wussten es besser: «Geldverschwendung und Spinnerei!». Für uns war es jedenfalls eine «Super-Arbeit».

Die Dächer der alten Bauernhäuser waren mit Biberschwanziegeln gedeckt. Heute sind diese – besonders gebrauchte – sehr gesucht. Rechtzeitig bekamen wir genug für die grosse Dachfläche zusammen, um das Dach noch vor Weihnachten zu decken. Zu guter Letzt bauten wir dann noch die Aussen-Fluchtwegtreppe am Ostgiebel zum Gartenrestaurant hinunter. Nicht



alte Bundzeichen



Die umstrittenen Initialen

alle hatten Freude daran, dass ich nach einem Jahr Arbeit auf dieser Baustelle meine Initialen MR in den Antrittsposten eingeschnitzt habe. Architekt Pujol wollte sie wieder weg haben. Mein Chef, Robert Angst, unterstützte mich und sagte, dass man das nicht wieder wegmachen könne, ohne die Treppe kaputt zu machen. Während der Einweihung stand Herr Pujol immer vor dem Pfosten, um die Initialen

abzudecken. Falls sie dann doch jemand bemerkte, deutete er die Initialen als «Max und Röbi Angst». Wer ist denn schon MR? Früher war es Brauch, dass sich der Zimmermann in irgend einem Balken verewigt hat.

BAUGESCHICHTE VOR ORT

Beim schrittweisen Abbau des Stürmeierhuus' stiess man auf immer ältere Mauer-Arten und Konstruktionen. Sozusagen die ein-

gemauerte Geschichte des alemannischen Hausbaus, auf den im nächsten Kapitel eingegangen wird.



Noch im 18. Jahrhundert fügte man einen solch primitiven, wackligen «Prügelboden» als neuen Zwischenboden ein, wenn es wieder einmal nötig wurde, Standorte für neue Kammern zu schaffen.



Aus Rutengeflecht waren die Aussenwände der frühesten Alemannenhäuser. Noch im 18. Jahrhundert wurde es im Stürmeierhuus zum Unterteilen von Räumen und zur Ummantelung des Kamins angewendet.



Die Osthälfte ist als erster Teil des Stürmeierhuus' gebaut worden, als noch der Ständer-Bohlen-Bau praktiziert wurde.



Bruchstein-Mauerwerk wurde meist für Vormauerungen auf der Wetterseite verwendet.



Fachwerk kam erst nach dem grossen Umbau Ende des 19. Jahrhunderts im Ostteil und im 3. Obergeschoss zur Anwendung.

AUCH DER ZEITLICHE WANDEL LÄSST SICH ABLESEN



Kurz vor oder nach 1900 fand bekanntlich ein grosser Umbau des Stürmeierhuus' statt. Das Dach wurde abgetragen. Durch die Erhöhung der Konstruktion um 1,2m ermöglichte man ein drittes Geschoss. Gleichzeitig schuf man auch im ersten Obergeschoss auf der «Brügi» (Heubühne) neue Kammern. Die Südfassade dieser Erweiterungen wurde im damals bereits weit verbreiteten Fachwerkbau erstellt.



Die Erhöhung des Ostgiebels erfolgte – wohl in Fortsetzung der Südfassade – in Fachwerk.



Der Westgiebel wurde 1900 bis zur neuen Höhe weiter mit Bruchsteinen gemauert.



Durch den Umbau kam das Dach 1,2 Meter höher zu liegen. Die vertikalen Dachträger (Kniestöcke) mussten also um ebenso viel verlängert werden. Dazu setzte man neue Balkenstücke auf die alten Träger. Das verlangte saubere Schnitte und solide Verbindungen. Hut ab vor den damaligen Zimmerleuten!

Kapitel II

Die Entwicklung des alemannischen Dreisässenhauses



Wohl eines der ältesten Pfosten-Grubenhäuser in Szenna (Ungarn).

Warum brauchen Tiere keine Kleider?

Blöde Frage! Ist doch klar: Die haben ein Fell, Federn, eine dicke Speckschicht, ein Häuschen oder einen Panzer, machen einen Winterschlaf oder fallen sogar in Kältestarre. Die «blöde Frage» ist aber viel tiefsinniger, als sie im ersten Moment scheint. Warum ist dem Menschen jeglicher naturgegebene Schutz «abhanden» gekommen? Das ist sozusagen der Preis, den die Gattung Mensch im Laufe ihrer

Evolution zum höchstentwickelten Lebewesen zahlte: für den aufrechten Gang (und damit Hände frei für enorme Fähigkeiten), für eine hochkomplexe Sprache und abstraktes Denkvermögen. Sie ermöglichen dem Menschen auch, sich selber zu schützen. Denn er ist nur in einem sehr engen Wärmebereich lebensfähig, Körpertemperaturen unter 33° oder über 42° sind lebensgefährlich. So fertigte

sich der Mensch Kleider an, lernte mit dem Feuer umzugehen und baute sich immer komfortablere Bleiben.

Gerade Baumaterial und Bauweise zeigen anschaulich, dass sie sich in unseren Gefilden mit den wachsenden intellektuellen und handwerklichen Fähigkeiten des Menschen, mit seiner Lebensweise und Wirtschaftsform entwickelten:



Als Jäger und Sammler suchte der Mensch noch in Höhlen Unterschlupf.



Ackerbau zwang den Menschen zur Sesshaftigkeit. Für die entsprechende Bauten lieferte ihm die Umgebung das Material: z.B. Holz aus dem Wald.



Die Industrialisierung brachte den Massiv-Steinbau auch in ländliche Gegenden.



Die Erfindung des Eisenbetons liess die Häuser in den Himmel wachsen.

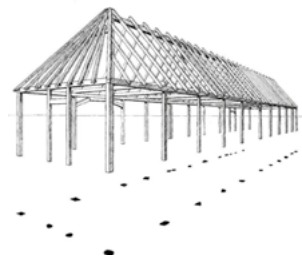


Stahl-Skelettbau und hoch komplizierte Statik, die nur noch am Computer berechnet werden kann, ermöglichen solch futuristische Häuser wie im Novartis-Campus.

So bauten unsere Vorfahren

Eben wie die Alemannen, unsere direkten Vorfahren. Dieser germanische Stamm wurde unter dem Druck der jahrhundertelangen Wanderungen ganzer Völker immer weiter nach Süden abgedrängt. Die Alemannen besiedelten vom 4. Jahrhundert an nach und nach die gesamte Deutschschweiz und die Voralpentäler. Sie haben unsere Nation über Jahrhunderte geprägt, auch in der Bauweise.

Aus einleuchtenden Gründen waren den Alemannen Steinbauten völlig fremd: Denn sie siedelten in Grossfamilien in vorhandenen Lichtungen oder rodeten Areale in den menschenleeren Wäldern. Holz war also das nächstliegende Baumaterial. Bäume fällen und Holzbearbeitung gehörten zum bäuerlichen Handwerk.



Das alemannische **Gruben-Pfosten-Haus** – Gemeinschaftsarbeit der männlichen Sippenangehörigen jeglichen Alters – existierte bis Ende des 1. Jahrtausends. Man grub in regelmässigen Abständen 20 bis 40 cm tiefe Löcher in den Boden («Gruben»). In diese stellte man entastete Baumstämme, deren unteres Ende man zuvor gegen Fäulnis leicht angekohlt oder mit Pech bestrichen hatte. Diese «Pfosten» trugen das Dachgebälk, das man mit Schilf deckte. Zwischen die Pfosten wand man Ruten (daher kommt das Wort Wand), stopfte Moos, Flechten und Stroh in die Zwischenräume und verstrich dieses Rutenwerk¹ aussen und innen mit Lehm.

¹In Schlieren wurden noch im 18. Jahrhundert Ruten-Flechtwände im Innenausbau verwendet (so auch im «Stürmeierhuus»), wenn es galt Kamine, Räucherammern oder Zimmer abzutrennen (Familienzuwachs, Generationenwechsel).



Siedlung einer alemannischen Grossfamilie



Pfostenlöcher (Gruben) eines runden Gebäudes mit Feuerstelle



Mensch, Vieh und Vorräte fanden unter demselben Dach Schutz.

Im zürcherischen Dreisässenhaus lebt das alemannische Wohn-Stall-Speicher-Haus weiter.



Ebenso leuchtet ein, dass in den Steppen und Halbwüsten des Nahen Ostens, wo's keine Wälder, aber viel Steine gibt, diese als Baumaterial verwendet wurden. Daneben auch Lehm in Form luftgetrockneter Ziegel. Da zudem Wasservorkommen rar und ungleich verteilt sind, mussten die



Die Ruinen des antiken Jericho (ca 6000 v. Chr.), umgeben von bewässerten Feldern und Baumgärten.

Menschen nicht nur ihre Äcker, sondern auch ihren Wohnsitz dicht gedrängt um

Wasserstellen anlegen. So entstanden die ersten Städte.

Erste Fortschritte



Ein frühes Ständer-Bohlen-Haus



Zwei Aufleger mit Schellenschloss am Stürmeierhuus

Der erste grosse Fortschritt im alemannischen Holzbau war die Verwendung von Auflegern (Schwellen) als eine Art Fundament für die vertikalen Pfosten (Ständer). Das machte nicht nur das Graben von Pfostenlöchern überflüssig, sondern sicherte den Ständern höhere Stabilität. Meist waren die Aufleger besonders dicke Eichenstämme, oft nur an der künftigen Oberseite plan gehauen. An den Ecken durch das Schwellenschloss fixiert, ergaben die Aufleger auch den Grundriss des Hauses. Auch die bis zu 10 cm dicken Bohlen (Bretter) – anfänglich nur mit dem Breitbeil behauen, nicht gesägt – gaben dem Haus zusätzliche Stabilität. Auf die Ständer kam ein weiterer Balken zu liegen, der «Binder». Weil dieser die Stabilität nochmals erhöhte, konnte darauf ein zweites und drittes Stockwerk aufgesetzt werden.

Da für den ganzen Bau keine Nägel oder Schrauben verwendet und die Bohlen in Nuten geschoben wurden, konnten die im Mittelalter sehr verbreiteten Ständer-Bohlen-Häuser auch demontiert und an einem anderen Ort wieder aufgebaut werden. Als nachteilig erwiesen sich der enorme Verbrauch an Holz und die erhöhte Brandgefahr.

Man schätzt, dass der Ständer-Bohlen-Bau um das Jahr 1000 aufkam. Jedenfalls war er bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts in unserem Gebiet noch üblich. Der Trott- und Speicherbau von 1737, Urdorferstrasse 21, ist jedenfalls das letzte Ständer-Bohlen-Haus, das in Schlieren gebaut wurde.

Das **Blockhaus** (Strickbau) findet sich in der Schweiz traditionell nur in den Voralpen und im hochalpinen Gebiet. Diese

Bauweise setzte eine grosse Zahl von geraden Stämmen voraus. Wo in den Alpen die entsprechend grossen, hochstämmigen Nadelwälder weitgehend fehlten (z.B. im Tessin), wick man auf Bruchstein-Mauerwerk aus, wofür sich der dort vorhandene geschichtete Gneis vorzüglich eignete.



Die Zeit der grossen Zimmermannskunst



Das Städtchen Laupen im Kanton Bern

Jahrhundertelange Rodungen hatten die Wälder schrumpfen und Hochstämme zur Mangelware werden lassen.

Der **Fachwerk-Bau** ist im Prinzip ebenfalls ein Ständerbau, hat aber ein sparsameres, skelettartiges, oft filigranes und dennoch tragendes Gerüst. Für die schlankeren Fachwerk-Balken genühten auch kürzere Stämme, selbst krumme Äste von Laubholz. Die Gefächer dazwischen konnten mit billigerem Material als Bohlen gefüllt werden.

Werden zwischen den Bindern Streben und zwischen Ständern Riegel zur Versteifung eingesetzt, spricht man von Riegelbau. Beide machen ein steinernes Fundament nötig.

Fachwerkbau kam im 12. Jahrhundert auf. Der wachsende, europaweite Handel liess neue Burgen und Städte entstehen. In den letzteren hielt die neue Bauweise zuerst Einzug. Denn Fachwerk erfordert Messgenauigkeit und handwerkliche Fähigkeiten, also berufsmässige Zimmermannsarbeit. Die gab's vorwiegend in den Städten. (Die Burgherren verpflichteten die nötigen Fachleute im Frondienst.) Fachwerkhäuser liessen sich schneller und billiger bauen als Steinhäuser. Als Folge häufiger Stadtbrände verlangten die Stadt-Oberen später sogar ein völlig gemauertes Erdgeschoss.



Norddeutscher Fachwerkbau



Fränkische Bauernhäuser



Die Zuger Stadtbürg

Nach und nach bildeten sich regionale Stilunterschiede aus. In Norddeutschland fehlt die Strebe meist, oft auch der Riegel; daher wird dort von «Fachwerk» gesprochen; in der Ostschweiz, wo diese zusätzlichen Verstärkungen betont werden, von «Riegelbau». Stadt-Obere und reiche Kaufleute trieben schliesslich den Fachwerkbau zur Kunst.

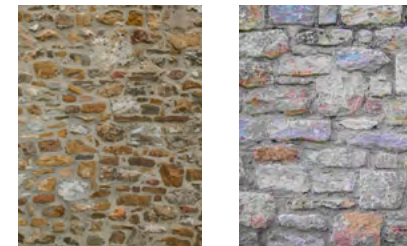


Das Rathaus von Markgröningen (D)

Auch die Alemannen lernten mit Steinen umzugehen

Wenn im ländlichen Alemannien Steinbauten errichtet wurden, dann aus Material, das auf Feldern herumlag: Von fliessendem Wasser abgerundete Bollensteine oder von eiszeitlichen Gletschern abgelagerte, kantige Felsbrocken. Verbunden wurden sie mit Kalkmörtel. Steinbauten waren zeitaufwändig, banden die in der Landwirtschaft dringender benötigten Arbeitskräfte und kamen nur in speziellen Fällen zur Anwendung.

Schon im 11. Jahrhundert liess sich der rangniedere Landadel, wie die Herren von Schönenwerd (Bild rechts), von seinen Untertanen im Frondienst Burgen bauen. Dies nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern ebenso als Zeichen der Macht und zur Einschüchterung.



Die doch eher einfache Technik des **Bruchstein-Mauerwerks** konnte auch von Laien ausgeführt werden. Je nach Geschick und nach lokal vorhandenem Material bot die Wand dann einen unterschiedlichen Anblick.

Das Gebäude der Schmiede wurde aus einleuchtenden Gründen – zumindest im Erdgeschoss – in Mauerwerk ausgeführt. Ebenso die Mühle. Ihre Wände mussten nicht nur das Mahlwerk halten und dessen Erschütterungen aushalten, sondern auch das Getreide und Mehl vor Nässe schützen.



Fundament und Ringmauer der Burg Schönenwerd (12. Jahrhundert) bestanden aus einer hinterfüllten Doppelmauer.



Mühle



Schlierens typisches Dreisässenhaus

Schlieren ist beim Industriebau angekommen

Das Wetter setzt jeder Wand zu, besonders aber dem Fachwerk. Dessen Unterhalt wird mit fortgeschrittenem Alter immer teurer. Viele Hofbesitzer gingen darum dazu über, vor der wetterseitigen Hauswand eine **Bruchsteinmauer** hochzuziehen. Letztere hatte somit keine tragende Funktion, was durch das Fehlen entsprechender Aussparungen für Bodenbalken bewiesen wird. Nur für allfällige Türen und Fenster sparte man Öffnungen aus; ebenso Schlitz zur Belüftung der Heubühne. Die strohgedeckten Bauernhäuser bildeten eine ständige Brandgefahr. Der Rauch aus Herd und Ofen (und gelegentlich eben auch Funken) stieg nämlich nicht durch ein Kamin, sondern offen durchs Haus hinauf unters Dach und entschwand durch den Giebelfirst.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts lösten Ziegeldächer Stroh oder Schilf als Bedachungsmaterial ab. Hiefür war oft das alte Dachgebälk zu ersetzen, das man jetzt auf die Vormauerung stützte. Viele Hofbesitzer nutzten den Umbau auch dazu, durch einen Quergiebel (der dem alemannischen Bautyp zuwider läuft) neuen Wohnraum zu gewinnen. Mit der Niederlassung von Geistlich, Gaswerk und Wagi wurde dieser immer häufiger an Zuwanderer vermietet, die in diesen Firmen Arbeit fanden und eine vorläufige Unterkunft suchten. Mit der Industrialisierung hielt der moderne

Massiv-Steinbau (Naturstein, Backstein, Beton) endgültig in Schlieren Einzug. Bei dieser Bauweise übernehmen die Wände anstelle der früheren Ständer die tragende Funktion. Längs der Zürcherstrasse errichtete die Wagi Ende des 19. Jahrhunderts für ihre Arbeiter und deren Familien die in Schlieren bis dahin unbekannten Mietkasernen mit Mansarden. Auch private Investoren erstellten Mietwohnungen in kleineren Einheiten. Wie die «sibe Hüsli» an der Schulstrasse. Bau-Unternehmer und Direktoren errichteten die ersten Villen. Neue Bauernhäuser in alemannischer Tradition entstanden nach 1900 keine mehr.



Büehlhof



Zürcherstrasse



Sibe Hüsli

Schlieren wandelte sich vom Bauerndorf zur urbanen Industriesiedlung. Es wurde zur Mode, die meist über 200-jährigen Fachwerkhäuser mit Verputz zu übertünchen, um sie zu erhalten und zu schützen. Vielleicht geschah das aber auch aus einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl heraus: Die Bauern wurden ja innert weniger Jahrzehnte zu einer schwindenden Minderheit gegenüber einer rasch wachsenden Arbeiterschaft (Verhältnis 1920: 1 zu 9). Die eingesessenen Bauern wollten jetzt auch in einem «Steinhaus» wohnen.

Ist Ihnen beim Betrachten alter Fotos oder auf einem Gang durch Schlieren schon aufgefallen, wie die Bauernhäuser sich im Typus ähneln? – bei allen Unterschieden im Detail. Als hätte man nach einheitlicher Vorlage gebaut. Das ist tatsächlich so.

Nach der «Erfindung» des Fachwerkbbaus (um 1500) gelangte dieser über Süddeutschland im 17. Jahrhundert auch ins Deutschschweizer Mittelland. Dabei ergab sich eine frühe Art der Normung; nicht nach Massen (die Zimmerleute mussten sich nach Menge, Grösse und Form der geschlagenen Bäume richten), sondern in der horizontalen und vertikalen Einteilung des Hauses selbst.

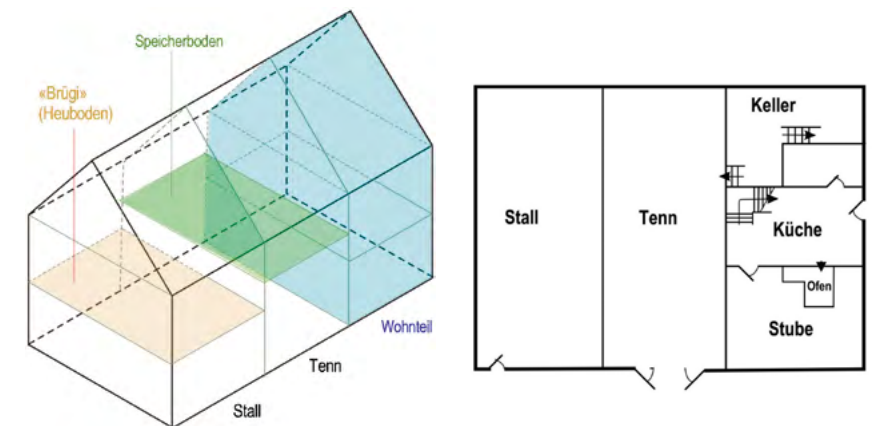
Es handelt sich dabei immer noch um das alemannische Langhaus, wo Mensch, Vieh und Vorräte unter einem Dach Schutz finden. Daher die Unterteilung in Wohnteil, Tenn und Stall und der Name Dreisässenhaus.

Es steht mit der Traufseite (Längsfassade) parallel zur Strasse, die Wohnung wenn möglich der Sonnenseite zugewandt. In der Tiefe haben drei Räume Platz. Es hat zwei bis drei niedrige Stockwerke. Über dem Stall liegt die «Brügi» (Heubühne), höher oben im Tenn ein Zwischenboden als Kornlager.

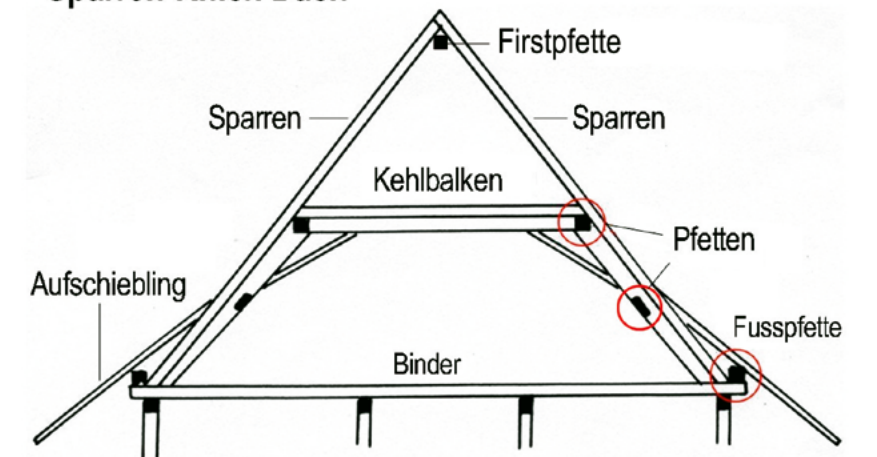
Man betritt das Haus durch die Küche. Von dort erreicht man über eine steile Treppe und enge Korridore die winzigen Kammern in den Obergeschossen. In denen war nur für ein oder zwei Betten, im besten Fall noch für einen Kasten Platz. Wenn die Familie wuchs, unterteilte man eben eine grössere Kammer.

Im Haus wohnten auch die Grosseltern. Oder eine fremde Familie mietete oder kaufte sich ein und trug so zu den Baukosten bei. Meist gab's aber nur eine einzige Küche, die nutzten alle gemeinsam. Von dort heizte man auch den Kachelofen in der Stube im Erdgeschoss.

Der Rauch aus Herd und Ofen (gelegentlich eben auch Funken) zog frei durchs Haus zum Stroh- oder Schilfdach hinauf, wo er am Giebelfirst austrat. Ein allfälliger Brand griff dann oft auf die Nachbarhäuser über. Oft entstanden darum jeweils ganze Häusergruppen in derselben Zeit-



Sparren-Knick-Dach



■ Pforten laufen parallel zur Längsachse des Hauses

spanne. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts deckte man das Haus mit Ziegeln und baute Kamine.

Das steile Dach stützte sich mit seinem Gebälk über die gesamte Hauslänge auf den obersten Längsbinder ab. Um die Dachfläche möglichst weit hinaus und tief herunter ziehen zu können, schob man zusätzliche Balken zwischen die Sparren. So erhielt man eine grosse, im unteren Drittel geknickte Dachfläche, die ein stabiles Dachgebälk erforderte. Das Sparrendreieck wurde darum zusätzlich durch Kehlbalken gegen allfälliges Einknicken gesichert. Hut ab vor den damaligen Zimmerleuten!

Der hohe Grundwasserspiegel in der Talebene verursachte den dortigen Bewohnern schon immer Probleme: So konnten

die Keller nur bis zu ihrer halben Höhe in den Boden eingelassen werden. Und die obere Kellerhälfte ragte dann eben ins Freie oder als «Podest» ins Erdgeschoss.



Keller

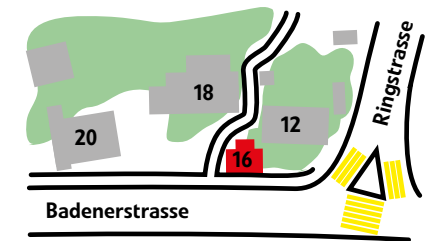
Kapitel III

Private Sanierung von Bauernhäusern



Sägestrasse mit Blick gegen Süden.

Die Häuser Badenerstrasse 12, 18, 20



Die kantonale Denkmalpflege sowie private Begutachter halten diese Häusergruppe «als intaktes ländliches Ensemble des 17. und 18. Jahrhunderts» für schützenswert. Für uns ein Grund, ihre frühere und neuere Geschichte vorerst als Ganzes zu betrachten,

Wie viele andere Gebäude musste der Speicher samt Bad- und Waschhaus 1970 dem Ausbau der Badenerstrasse auf vier Spuren weichen.

Es gab auch einmal ein Haus Nr. 16: das Bad- Wasch- und Speicherhaus (im Plan rechts oben rot). Obwohl es der Allgemeinheit offen stand gehörte es dem «Vördersten Hoff des Spittels». Neben der Einlagerung von landwirtschaftlichen Produkten konnte hier jedermann waschen oder ein Bad geniessen. Die Wasserfrage war auf jeden Fall gelöst. Schliesslich war der Hausbesitzer, eben das Heilgeist-Spital in Zürich, für das Wasser und die Brunnen in Schlieren verantwortlich.

Das Gebäude wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gebaut. Denn es erscheint schon in der Gygerkarte von 1655 und im Spitalurbar von 1695. Aus einem der darin handgemalten Bilder ist der nebenstehende Ausschnitt entnommen. Er zeigt, dass das Speicherhaus schon von Anfang an gemauert und mit Ziegeln gedeckt war; das angebaute «Bad- und Wöschhüsl» jedoch nur ein Bretter- oder Schindeldach besass. Man beachte auch die hölzerne Stiege direkt ins Obergeschoss!

Nach 1800 – sicher aber als 1894 Schlieren seine erste moderne Wasserversorgung erhielt – verlor das Bad- und Waschhaus natürlich an Bedeutung. Der Speicher aber wurde zum Wohnhaus umgebaut. Nun führte eine steinerne Treppe ins Erdgeschoss. Keller und Erdgeschoss nutzten Handwerker als Werkstätten. Als Erster Metzger Heinrich Müller, der den Anbau mit dem Bad- und Waschhaus als Schlachthaus benützte. Später richtete dort Andreas Blöchle seine erste Schmiede ein.



Alle drei Häuser



Waschhaus Urbar



Wöschhus

Der Leidensweg der drei Häuser

Bis 1970 hatten die drei Bauernhäuser von der damals bedeutend schmalen und früher geschotterten Badenerstrasse her ebenerdige Zufahrten und einen grossen gemeinsamen Hofplatz. Ihre schönen nach Süden gerichteten Längsfronten kamen also voll zur Geltung.



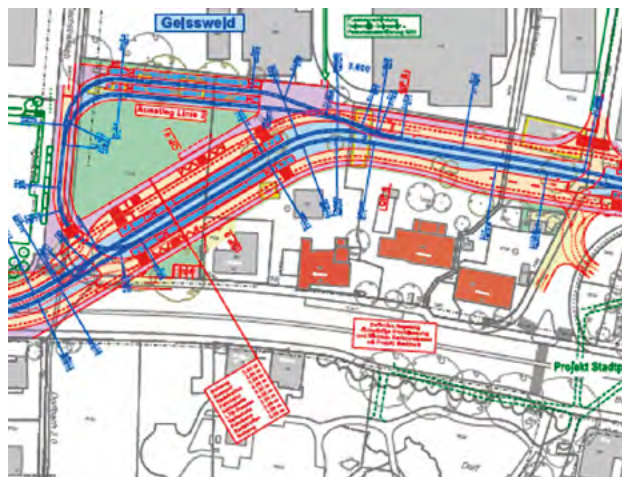
Alle drei Häuser

Die Verbreiterung der Badenerstrasse verschmälerte ihren gemeinsamen Vorplatz und trennt nun die drei Häuser vom Stadtpark. Schlimmer aber: Das nördliche Trottoir läuft nahe vor den vorderen zwei Häusern vorbei. Besonders hart betroffen davon ist die Nr.20. Das wirkt sich umso schlimmer aus, weil das neue Strassen-niveau fast 1,5 m höher liegt (der graue Streifen im Bild rechts) und dadurch bis zu den Fenstersimsen im Erdgeschoss reicht. Die Bewohner müssen sich richtiggehend «versenkt» vorkommen.



Ausbau der Strasse

Als wäre das nicht genug, wird im Zuge der neuen Verkehrsführung im Zentrum die Ringstrasse bis zur Bachstrasse verlängert und verbreitert. Die neue Strasse kommt nahe an die Rückseite der drei Häuser zu liegen. Dort soll dann auch die geplante Limmattalbahn vorbei fahren. Das «intakte ländliche Ensemble» wird auch in Zukunft vom Verkehr beeinträchtigt sein.



Einfluss LTB

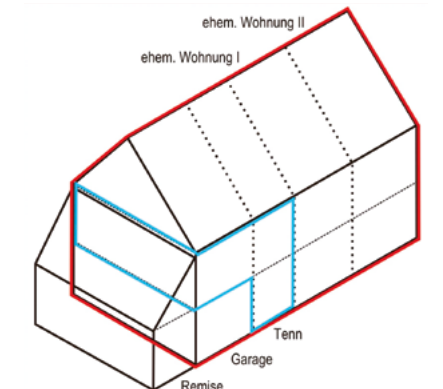
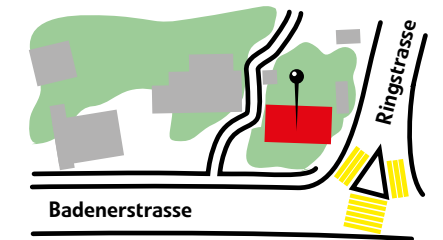
Das Haus Badenerstrasse 12

Monika Locatelli hat mir wertvolle Unterlagen zukommen lassen: Pläne, Fotos und eine Proseminararbeit von Sibylle Eschke, Schlieren, über das Haus Nr.12. Daraus habe ich die nachfolgende Hausgeschichte zusammengestellt und sie von Monika Locatelli überprüfen lassen.

Monika Locatelli – seit 2005 alleinige Eigentümerin der Liegenschaft – ist die Tochter des Hans Bräm, der älteren Schlierern wohl besser unter dem Übernamen «Uelis Buebli» bekannt ist. Er hat den Landwirtschaftsbetrieb in der dritten Generation bis 1962 geführt. Das «Kafichäschtl» genannte Haus hat zwei Wohnteile. Monika Locatellis Urgrossvater, Kaspar Bräm, zog um 1870 in die eine Wohnung, weil seine frühere Wohnstätte abgebrannt war. Sein Sohn Johannes übernahm diesen Anteil, der andere Sohn Jakob kaufte 1909 den zweiten. Am Haus ist in seiner 250-jährigen Exis-

tenz wie üblich immer wieder um- und angebaut worden. Für zwei Familien war der Oekonomieteil der Liegenschaft zu knapp. So wurde vor der Westfront als eigenes Gebäude eine Remise, ein Wagenschuppen, errichtet. Heute ist es mit dem eigentlichen Haus verbunden. Vor der Ostseite standen ein «Söischöpfli» und eine Trotte.

Unter Ueli Bräm, Bruder von Monika Locatelli und vorheriger Besitzer, wurde schliesslich 1979 das ganze Haus einer eingehenden Renovation unterzogen (in der Skizze rot umrandet) und die beiden Stuben zusammengelegt. 1989 erfolgte durch Monika Locatelli der Einbau einer weiteren Wohnung (in der Skizze blau umrandet) im ehemaligen Tenn und auf der «Brügi», der Heubühne über dem ehemaligen Stall (seit 1979 Garage). Das genaue Erstellungsjahr des «Kafichäschtl» ist nicht bekannt, weil entsprechende Urkunden fehlen. In diesem Fall kommen uns Karten zu Hilfe: Hans Bräm nannte einmal das



Jauchewagen



Vor 1900



Vor 1979



Vor 1990

Jahr 1763. Das mag zeitlich durchaus stimmen, wie sich aus den beiden Karten und der Geschichte aller vier Häuser Badenerstrasse 12–20 ergibt.

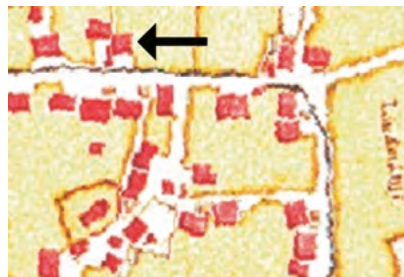
Das Haus steht – wie das in Dörfern üblich ist – mit der Traufseite parallel zur der einstigen Landstrasse nach Dietikon, in bester Lage also. Die Südfront ist deshalb das Prunkstück mit schönem Riegelwerk und je sechs Fenstern in den beiden Stuben im Erdgeschoss. Die östliche Giebelfront steht der Südfassade nicht nach. Denn sie war von weitem zu sehen, lag doch zwischen ihr und der über 100 Metern entfernten «Schmitte» offenes Gelände.

Überhaupt zeugt der ästhetische, reiche Stil von einem vornehmen und wohlhabenden Erbauer des Hauses Nr. 12. Er konnte sich einen guten Zimmermann leisten. (Hans Bräm nannte einmal einen Mann namens Locher.) Jedenfalls hat der sich nicht gescheut, die rund 100 Jahre ältere Liegenschaft Badenerstrasse 18 «zur Höll» zu kopieren. Die Ähnlichkeit ist tatsächlich frappant. Aber seit dem 17. Jahrhundert sahen sich die zürcherischen Dreisässenhäuser ohnehin ähnlich.

Als Folge des hier relativ hohen Grundwasserspiegels konnte der Keller nicht allzu tief gelegt werden. Der Wohnteil steht darum etwas erhöht, was aber seit 1970, dem Ausbau der Badenerstrasse auf höherem Niveau, nicht mehr zum Ausdruck kommt – im Gegenteil. Für die Bewohner mag sich daraus das Gefühl des «Versenkt-Seins» ergeben.

Zum Schluss noch der Versuch, den Namen «Kafischächtli» zu deuten:

Ein «Chäschtl» hat verschliessbare Türen. Das Wort weist also auf etwas Verschlössenes hin. Übertragen auf die Bewohner könnten Eigenbrötler damit gemeint sein. Hinter dem weit herunter gezogenen Dach suchte man Schutz vor Unwetter, vielleicht auch vor Einblicken von der Strasse her, oder man trank eben Kaffee – heimlich. Denn das war in früheren Jahrhunderten zeitweilig verboten. Aus fadenscheinigen Gründen: Es schade der Gesundheit, verführe zum Faulenzen, konkurrenzieren heimische Getränke.



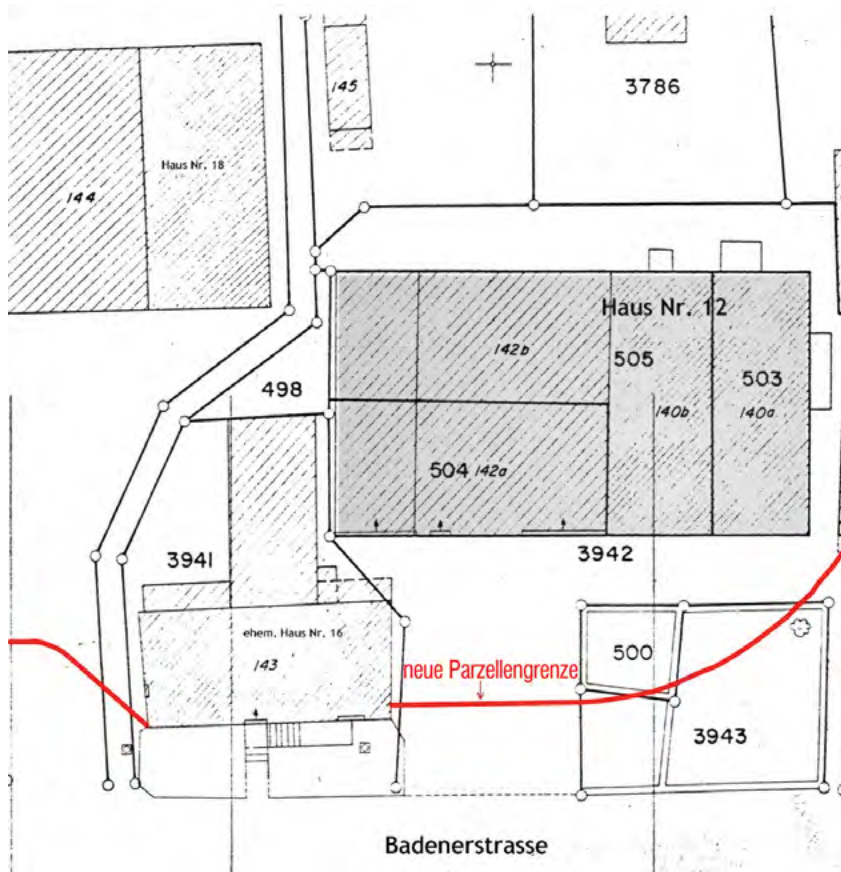
Dänikerplan 1794. Hier ist nun die Nr. 12 (←), das «jüngste» der drei noch bestehenden Häuser, dabei.



Gygerkarte 1655. Nur die Häuser Nr. 18 und 20 und das Wasch- und Badhaus (←) bestehen.



Das «Kafischächtli von Osten, von der Ringstrasse her mit «Söischöpfli» und Trotte.



Das Haus Badenerstrasse 18

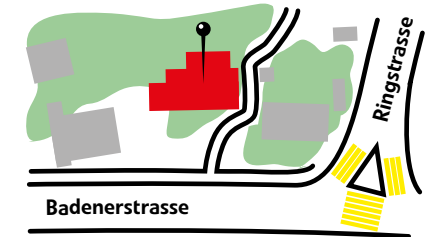
Gret Füllemann-Wetter hat mir nebst einem Begehungsprotokoll viele wertvolle Fotos zukommen lassen.

Die private Sanierung alter Bauernhäuser ist nicht nur ein finanzielles Risiko, sondern auch ein Kampf mit baulichen und feuerpolizeilichen Vorschriften. Für den Hauseigentümer ist es zudem eine Gratwanderung zwischen den Forderungen von Heimatschutz und Denkmalpflege

sowie den Ansprüchen auf zeitgemässes Wohnen.

Beim Haus Nr. 18 scheint der Kompromiss bestens geglückt. Trotz Um- und Anbauten und Renovation zeigt das Haus Nr. 18 in seinem Äusseren das für Schlieren typische Dreisässenhaus. Es gilt bei vielen Experten als das am besten sanierte in Schlieren.

Ab 1870 betrieb Alfred Wetters Vater neben der Landwirtschaft eine Fuhrhaltere.



Sohn Alfreds FBW war einer der ersten Lastwagen in Schlieren. 1939 schaffte er im Hinblick auf kommenden Benzinmangel einen Bühler-Traktor an, mit Holzgas als Treibstoff! Dazu hing an der linken Seite der Zugmaschine ein Kessel, der stündlich mit Buchen-Scheitern gefüllt werden musste. Mit diesem Traktor zog er auch den ersten Bindemäher in Schlieren. In Alfred Wetter steckte offensichtlich eine rechte Portion Pioniergeist.



Äusserlich scheint es ein Bauernhaus zu sein, obschon längst keine Kuh mehr im Stall und kein Heuwagen mehr im Tenn steht. Aber ein Schmuckstück ist es!



Das Haus Nr. 18 um 1880.



Traktor mit Holzvergaser und Bindenmäher.



Alfred Wetter (1894-1959)



Ein Blick in die Küche zeigt es: Ein alter Holzherd und die Feuerungswand des Kachelofens gehen durchaus mit einer modernen Einbauküche zusammen.



Das Deckentäfer beweist, dass es auch in ländlichen Gegenden Kunsthandwerk gab – sofern man es sich leisten konnte!



Im Dachraum steht neben dem Kamin-zug eine Räucherammer.



Türfalle



«Wetterweglein»

Wie kommt ein so hübsches Haus zu dem schrecklichen Namen «zur Höll»?

Die Wohnräume in den beiden Obergeschossen des Hauses sind deckungsgleich mit jenen des Erdgeschosses. Einzig im dritten Stockwerk ist dem strassenseitigen Raum (entspricht der Stube im Parterre) der Gang zugeschlagen. Wahrscheinlich ist dies der «Saal», der in den Akten erwähnt ist, als der Bauernhof in früheren Jahrhunderten zeitweilig eine Schenke war. Wahrscheinlich bis zu der Zeit, als die erste Eisenbahn den Fuhrleuten zwischen Baden und Zürich Brot und Erwerb nahm. Unter dem fahrenden Leuten, die auf der Vorbeifahrt in dieser Schenke abstiegen, muss es wohl sehr rau zu- und hergegangen sein – offenbar manchmal wie in der Hölle. Wurde deshalb die massive Nussbaumtüre mit klassizistisch gestal-

tetem Türbeschlag von der Stube zum Eingang in den Saal versetzt? Noch heute stützt eine Eisenstange den Saalboden; seinerzeit wohl als Verstärkung eingebaut, weil auch in derselben derben Art getanzt wurde. Die Fensterbeschläge des «Saals» sind aus fein ziseliertem Zinn.

Das «Wetterweglein»

Dieser schmale Fussweg diente früher als kürzeste Verbindung zwischen dem westlichen Dorfteil und dem Bahnhof. Bauamtlich heisst er jetzt Fossertstrasse (!). Dabei muss sich das Weglein durch den Engpass zwischen den Häusern Nrn. 12 und 18 durchzwängen, unmittelbar an Wetters Küchentür vorbei.

Die Abkürzung wurde von zahlreichen Pendlern 2- bis 4- mal täglich benutzt. Bei offener Küchentüre war das Anlass für ein paar Worte oder gleich einen Schwatz.

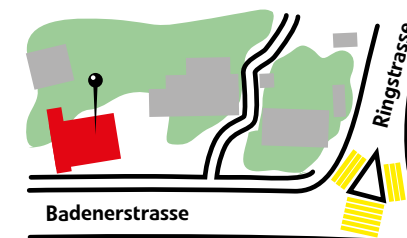
Wer kennt diesen Weg heute noch oder benützt ihn gar als Abkürzung?

Ein weiteres Kuriosum:

Seit 1747 gibt es ein Servitut, das den Erben Wetter das Recht zur Benützung des zweiten Kellers im Haus Badenerstrasse 20, Zürrer, einschliesst (siehe Plan unten). Vielleicht war in den eigenen Kellerräumen der Schenke zu wenig Platz für Brot und Speis'.



Das Haus Badenerstrasse 20



Haus Badenerstrasse 20 von Südost



Haus Badenerstrasse 20 von Ost



Haus Badenerstrasse 20 von Nord

Philipp Meier hat mit Edi Zürrer folgendes Gespräch aufgezeichnet:

Ein Türsturz aus Eiche verrät, dass das Haus vermutlich im Jahr 1669 erbaut wurde; es ist damit (mit seinen beiden Nachbarn im Osten) wohl eines der älteren noch erhaltenen Gebäude Schlierens. Es präsentiert sich immer noch in seiner ursprünglichen äusseren Form: dreigeteilt, mit der Tenne im Westen, dem Wohnteil im Osten und dem Stall in der Mitte (eine Ausnahme). Eigentlich würde sich die Ostfassade als Fachwerk (Riegelbau) präsentieren; doch in den 1930er-Jahren wurde es, dem Zeitgeist entsprechend, überdeckt weil der Unterhalt teuer gewesen wäre. Verändert wurde in all den Jahren wenig.

Die Räume sind niedrig, in der Küche begegnet man noch dem alten Klinkerboden, in der Stube dem Kachelofen. Wie Zürrers berichten, wurden einzig in den Jahren um 1940 der Stall und 1945 die Küche umgebaut.

Noch etwas älter als der Hauptbau ist der dahinter stehende Spycher, ein stolzer, grosser Holzbau mit soliden Eichen-schwellen, wohl um 1650 herum erbaut. Er war einst eine Trotte mit 18 Teilrechten und wurde bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts als solche gebraucht; in jener Zeit wurde in Schlieren noch Wein angebaut. Die alten Urkunden belegen, dass das Anwesen schon vor 1900 jeweils von zumindest zwei Familien bewohnt wurde. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts z.B. leb-

te darin einerseits die Kleinbauernfamilie Meier und andererseits während vieler Jahre die Gebrüder Müller, welche Bauern und Fuhrhalter waren und nebenbei die Kehrriktabfuhr besorgten. Es gehörte nie viel Land zum Hof; das meiste war zugepachtet.

Die heutige Eigentümerfamilie Eduard Zürrer-Baumann übernahm den Betrieb im Jahr 1934 von Eduard Zürrer-Müllers sen., einer starken Persönlichkeit. Dessen Frau, Bertha Zürrer-Müller, war die gute Seele des Betriebes, eine Bilderbuch-Grossmutter. Sie betreute Knechte und Mägde am Familientisch und besorgte daneben auch noch einen Garten jenseits der Badenerstrasse, dort, wo heute der Stadtpark liegt. Sie verteilte noch in



Hof um 1950 (noch ebenerdige Zufahrt von Strasse) von links nach rechts: Sohn Eduard, Eduard Zürrer-Müller sen., Sohn Oskar



Ed. Zürrer sen., Sommer 1966



Sommer 1966 vor dem Speicher (erbaut um 1650)

den 1930er-Jahren über 50 «Viehversicherungszettel». Das bedeutet, dass es damals noch ebenso viele Bauerngewerbe gab – oft mehr oder weniger kleine «Rucksackbauern». Bis in die 50er-Jahre leisteten Pferde die schwere Arbeit auf dem Hof; dann kam der erste Traktor. Die Zürriers betrieben das landwirtschaftliche Gewerbe bis ins Jahr 2000, als sie es – vor allem gesundheitlich bedingt – aufgaben. Einschneidend waren immer die äusseren Einflüsse. Die wechselnden städtebaulichen Entwicklungen und Ansichten

lassen sich hier sozusagen 1:1 ablesen, auch mit ihren umstrittenen (und teils schmerzlichen) Auswirkungen. Noch in den 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts floss der Dorfbach entlang der Badenerstrasse; vom Haus aus gelangte man über ein Brücklein auf die andere Strassenseite zum Garten. Um 1970, als man die Zürcher-/Badenerstrasse «sanierte», wurde im Süden des Hauses der Vorplatz, wo man mit einem Fuhrwerk hatte kehren können, enteignet; ein schmerzlicher Verlust. Die Strasse selbst wurde höher ge-

legt. Auch heute stehen wieder externe Begehren an: Im Zuge des Rückbaus der Badenerstrasse und der Vergrösserung des Stadtparks soll im Norden der Liegenschaft die Limmattalbahn durchfahren – auch dafür dürfte Land enteignet werden.

Das Haus Urdorferstrasse 21



Trotte/Speicher Urdorferstrasse 21, 1950

Hansruedi Steiner zur Geschichte und Renovation des Gebäudes:

Im Jahr 1737 erbauten die im benachbarten Bauernhaus lebenden Familien Melcher Meyer und Hans Hug die Alte Trotte. Sie steht an der Urdorferstrasse 21. Damals stand sie am südwestlichen Dorfausgang, am Weg nach Urdorf. Das ursprünglich mit Stroh gedeckte Gebäude wurde als Bohlenständerbau errichtet, einer Bauweise, die bereits damals zu Gunsten der Fachwerkbauweise weitgehend abgelöst war. Daher gehört das Bauwerk zu den jüngsten Bohlenständerbauten, weshalb ihm überregionale Exklusivität eingeräumt wird. Im Erdgeschoss war die Trotte untergebracht, die Obergeschosse dienten als Speicher. Die ursprüngliche Konstruktion ist an der Ostseite noch im originalen Zustand. Die bewitterten Fassaden mussten im Laufe der fast dreihundertjährigen Geschichte erneuert werden. An der Südseite entstand eine Bruchsteinmauer.

Eine eigene Trotte gehörte damals zum Luxus eines Hofes. Sie weist auf den Wohlstand der Familien Meyer und Hug hin, welcher nur wenigen Leuten des Limmattals vergönnt war. Zudem ist auch die damalige Bedeutung des Weinbaus in Schlieren belegt. Wein war ein wichtiges,



Nordseite vor ...



... und nach dem Umbau

weil lagerfähiges Nahrungsmittel. Auf Grund des Berichtes der Denkmalpflegekommission des Kantons Zürich, dem die Fakten zu diesem Bericht entnommen wurden, unterstellte die Baudirektion die Trotte auf Antrag des Stadtrates von Schlieren dem kantonalen Schutz. Die Gewerbebau BKS AG (Baukonsortium Schlieren) hat das Gebäude unter Aufsicht der Denkmalpflege restauriert. Das Projekt von Architekt J.F. Weber ergab im Erdgeschoss Büro-, Atelier- und Wohnflächen

mit einem Umfang von 75 m². Die Obergeschosse bleiben unbeheizt. Diese sind als Archiv- und Lagerräume nutzbar. Alle diese Änderungen geschahen unter der Auflage, dass an den Grundstrukturen der Trotte nichts verändert werde. Die neue Nutzung garantiert den Stopp des weiteren Zerfalls der alten Zeitzeugin. Gleichzeitig wurden exklusive Räume im Zentrum von Schlieren realisiert.



Giebelfassade



Im Erdgeschoss



Im Obergeschoss

Von der andern Seite aus... von Bea Krebs:

Als ich 2002 am Rotstiftweg einzog, stand meinem Sitzplatz die baufällige Trotte gegenüber, umgeben von Bergen von Brennnesseln und weiteren Unkräutern. Ein Sommerflieder ergänzte den damaligen Pflanzenschwung. Belohnt wurde ich jedes Jahr mit Dutzenden traumhaft schönen Schmetterlingen, deren Nahrungsgrundlage scheinbar die Brennnesseln sind. Für dieses Erlebnis liess ich die sonst ungeliebten Brennnesseln gerne stehen. Leider nahm dieses Naturschauspiel mit dem Abriss und Umbau der Trotte sein jähres Ende. Die Brennnesseln hatten einem Stück Rasen und einem gepflegten Bord zu weichen. Natürlich war der Umbau der Trotte sehr erfreulich, an die Schmetterlinge denke ich mit Freude zurück. In Nachbarns Garten steht noch ein Sommerflieder, wer weiss, vielleicht werde ich wieder einmal Brennnesseln pflanzen. Beim Umbau wurde das Erdgeschoss der Trotte zu einer Zweizimmerwohnung ausgebaut. Die Räume verfügen auf der West- und

Ostseite nur je über zwei kleine Fenster. Eine Treppe führt auf der Ostseite zu den oberen Räumen. Die Fenster sind im Erdgeschoss so hoch eingebaut, dass man nicht durchsehen kann. Eine Vergrösserung der Fenster wurde gemäss Architekt durch die Denkmalpflege nicht bewilligt, obschon dies sowohl für die Verbesserung der Lichtverhältnisse, als auch für das Wohngefühl wünschenswert gewesen wäre. Hingegen war es möglich, auf der Nordseite, anstelle des ursprünglichen Holztores, eine grosse, weisse Kunststofftüre zu montieren. Vor dem Umbau war die Holztreppe mit Pfosten und Handlauf versehen. Als ich eines Tages während des Umbaus aus dem Fenster schaute, beobachtete ich, wie Handwerker damit beschäftigt waren, die neu erstellte Treppe gänzlich mit Holzbrettern zu verschalen. Ich intervenierte sofort, denn diese Treppe verdeckte nun direkt eines der wenigen Fenster. Meine Frage, weshalb denn die Treppe nicht im ursprünglichen Zustand – ohne Bretterwand – belassen werde, wurde damit beantwortet, man habe sich an der Treppe des Stürmeierhuus' orien-



tiert. Ich formulierte gegenüber der Denkmalpflege mein Anliegen, als Treppengeländer anstelle der Holzverschalung z.B. eine Glaswand zu montieren, denn mit diesem verdeckten Fenster sei die Trotte ja nun schwierig zu vermieten. Antwort: Ich solle erst versuchen, einen Mieter zu finden, wenn dies nicht gelänge, könne man nochmals darüber sprechen. Ich habe keine Kenntnisse über die Vorgespräche, welche mit der Denkmalpflege geführt wurden. Als Privatperson ist es aber schwierig zu durchschauen, weshalb einige Kompromisse an einer Baute möglich, andere Anliegen aber nicht zu realisieren sind.

Das Haus Alter Zürichweg 70



Eine historische Aufnahme der Südfassade

Ein altes Bauernhaus findet einen neuen Eigentümer und einen neuen Zweck

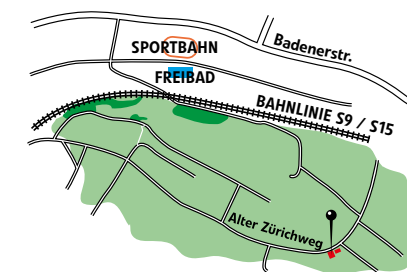
Die Entstehungsgeschichte des Bauernhauses am Alten Zürichweg 70 ist nicht restlos erforscht. Nach den Unterlagen der Gebäudeversicherung wurde das Hauptgebäude – Wohnhaus mit Tenne und Stall – 1740 erstellt. Mindestens seit 1835 wurde es durch die Familie Lips bewohnt. Im letzten Jahrhundert bewirtschafteten Ernst Lips sowie seine Söhne Alfred und Jakob den Hof. Die Landwirtschaft gab nicht allzu viel her. Trotzdem wohnten hier zeitweise bis zu 11 Personen aus drei Generationen. Alfred und Jakob gingen in den Wintermonaten einer Nebenbeschäftigung nach. Um 1970 wurde die Landwirtschaft aufgegeben. Nach dem Auszug ihrer Kinder bewohnten der seit 1971 verwitwete Jakob Lips (1917-2001) und Alfred Lips (1921-2010) mit seiner Gattin Anna das Haus. Nach dem Hinschied von Alfred Lips wollte seine Gattin nicht mehr länger bleiben. Sie konnte im Dorf eine Alterswohnung beziehen.

Ein Enkel von Jakob Lips hat das Haus mit Umschwung erworben. Die Nachkommen der ehemaligen Eigentümer sind erleich-

tert über den Verbleib des Hofes in der Familie. Der neue Eigentümer freut sich über den Erwerb, hat inzwischen aber auch erfahren, dass es sich beim geplanten Umbau um ein grosses und zeitraubendes Vorhaben handelt.

In einem ersten Schritt galt es – zum Teil schon vor der Handänderung – zu klären, welche Vorschriften überhaupt beachtet werden müssen. Die Liegenschaft befindet sich in der Landwirtschaftszone, was das Bauen nicht einfach macht. Allein schon der verbindliche Entscheid über die allfällige Schutzwürdigkeit hat viel Zeit in Anspruch genommen. Als Grundlage für die spätere Projektierung musste das Haus vermessen werden. Es waren keinerlei Pläne vorhanden. Früher wurde offenbar einfach nach den Bedürfnissen gebaut...

Später war eine Vielzahl von Fragen zu klären: Welche Räume soll das Gebäude in Zukunft aufweisen? Wie wird isoliert? Wie wird geheizt? Sind alle Elektro-Installationen zu erneuern? Welche sichtbaren Veränderungen verträgt das Haus? Was ist unbedingt zu erhalten? Wo kann zusätzlicher Wohnraum geschaffen werden? Ist alles zu einem tragbaren Kostenrahmen zu verwirklichen? Wie kann Altes



und Neues zu einem sinnvollen Ganzen verbunden werden?

Der Planungsprozess hat einige Zeit in Anspruch genommen. Um diese nicht nutzlos verstreichen zu lassen, wurden 2012/2013 die Fassade des Wohnteils und das Dach erneuert. Die Dachkonstruktion musste teilweise ersetzt und verstärkt werden, und auch sämtliche Dachrinnen und Abläufe waren zu ersetzen. Über die Fassade allein könnte viel geschrieben werden. Ein vor rund 60 Jahren angebrachter Anstrich mit einer damals neuen Farbe hat die Dampfdurchlässigkeit aufgehoben. Weil keine Feuchtigkeit entweichen konnte, wurde der Verputz unter der Farbe ausgewaschen. Er war bröcklig und musste vollständig entfernt werden. Als Überraschung hat sich gezeigt, dass das Haus irgendwann – vermutlich 1835 – erweitert wurde. Der ursprüngliche Bau bestand aus Natur- und Ackersteinen; angebaut wurde auf der Westseite mit Backsteinen. Im gleichen Zug wurden auch neue Fenster erstellt und alte zugemauert. Auf der Südseite hat man eine Türöffnung aufgehoben. Die sichtbar gewordene Erweiterung erklärt auch, weshalb die westliche Aussenmauer nicht auf der Kellermauer steht. Seit Frühling 2013 strahlt die Fassade in neuem Glanz. Die verwitterten und schadhaften Fenstereinfassungen aus Sandstein wurden stilgerecht ersetzt. Neue Fensterläden werden das gepflegte Erscheinungsbild abrunden.

Auch über das künftige Innenleben herrscht inzwischen Klarheit. Entstehen sollen zwei Wohneinheiten. Im ehemaligen Tenn wird zusätzlicher Raum geschaffen. Der Stall bleibt unverändert und wird als Lager- oder Bastelraum dienen. Die künftigen Bewohner werden sich über die schöne Wohnlage in alten Mauern und über die vor allem an Föhn Tagen prächtige Aussicht auf die Berge freuen können. Als Preis dafür haben sie den Unterhalt



Die Südfassade während der Sanierung



Die neue Südfassade



Überraschung! Was da alles zum Vorschein kam!



Irgend jemand hat da vor Jahrzehnten ein Fenster in der Bruchsteinmauer einfach mit Backsteinen zugemauert.

der Umgebung zu sorgen. Unter anderem will auch der ehemalige Gemüsegarten bepflanzt und bewirtschaftet sein. Auch die vielen Spaziergänger werden es mit Freude zur Kenntnis nehmen, wenn der Hof neu belebt wird.

Das Räumen eines Hauses mit der geschilderten Geschichte ist eine ebenso zeitauf-

wendige wie spannende Angelegenheit. Unzählige Gerätschaften und Werkzeuge erinnern an das Leben auf dem Bauernhof. Immer wieder taucht die Frage auf, ob das «alte Zeug» endgültig verschwinden oder behalten werden soll. Einen besonderen Fundus stellen Dutzende von alten Agenden dar. Über Jahrzehnte hinweg hat die Familie Lips in einfachen Worten jeden

Tag schriftlich festgehalten, was gearbeitet wurde, was passiert war und welche Beträge man aus welchen Gründen eingenommen oder ausgegeben hatte. Allein mit diesen Aufzeichnungen können Stunden verbracht werden, erinnern sie doch an freudige wie auch traurige Ereignisse.

Trudi und Peter Hubmann-Lips

Nicht saniert, sondern abgerissen – 1. Teil

Unterschiedliche Gründe – manchmal mehrere – haben zum Abriss dieser doch mehrheitlich erhaltenswerten Häuser geführt:

- Unvereinbarkeit der Ziele des Eigentümers mit den Auflagen der Denkmalpflege und den behördlichen Vorschriften
- Keine Möglichkeit, die Baute nach der Sanierung sinnvoll und zeitgemäss zu nutzen
- Opfer des Molochs Verkehr – und leider manchmal auch blosses Rendite-Denken



«MÄNSCHEFABRIK»
Uitikonstrasse 10



LANDSCHREIBEREI
Badenerstrasse 6



HAUS AM BACH & LENZ
Urdorferstrasse 11 + 13



RIESTERHAUS
Badenerstrasse 3



ARCH
Freiestrasse 6 + 8



SCHMITTE
Badenerstrasse 1



MEIERHOF
Uitikonstrasse 27



BAD- UND WASCHHAUS
Badenerstrasse 16



BÜELHOF
Uitikonstrasse 30

Nicht saniert, sondern abgerissen – 2. Teil



IM WINKEL
Freiestrasse 23



OBERE MÜHLE
Sägestrasse



MARXENS HAUS
Schulstrasse 2



KRONE
Freiestrasse 15



HAUS WEIDMANN
Sägestrasse 8

Kapitel IV Die Zukunft



Visualisierung der neuen Wohnhäuser neben dem SONY-Gebäude.

Wie geht's in Zukunft weiter?

Interview von Peter Suter mit Jean-Claude Perrin, Ex-Bauvorsteher von Schlieren

Hat Schlieren genug kulturhistorische Objekte?

Zur Zeit sicher ja. Gegenwärtig sind 53 Bauten und Gebäudegruppen im kommunalen sowie 48 ebensolche im kantonalen Inventar der kulturhistorischen Objekte als vorsorgliche Massnahme erfasst. Ausschlaggebend für ihre Auswahl ist nebst der Gebäude- und Nutzungsart, der vertretenen Baupopoche und ihrer Häufigkeit aber auch ihre Lage. Schlieren hat das für Industriestädte seltene Glück, dass sich die heute bereits sanierten kulturhistorischen Objekte – sei es mit öffentlichen Mitteln oder privat – «in Sichtweite» zueinander stehen; also ein Ensemble bilden: Stürmeierhuus, Altes Schulhaus und Zehntenscheune, oder die drei Häuser Badenerstrasse 12, 18 und 20, aber auch bäuerliche Hofanlagen auf dem Schliereimerberg. Vereinzelte, abgelegene Objekte irgendwo in der Nichtbauzone oder an der Peripherie der Gemeinde würden kaum oder gar nicht wahrgenommen. Ein einzelner Altbau inmitten vielgeschossiger und andersartiger Bauten kommt in seiner Eigenart gar nicht voll zur Geltung, erscheint u. U. sogar als Fremdkörper im urbanen Umfeld. Auch neue Gesamtüberbauungen haben nämlich Anspruch auf ein einheitliches, geschlossenes Erscheinungs- oder eben «Dorfbild»!

Hat die Stadt genug getan zur Erhaltung und Sanierung erhaltenswerter Bauten?

Voraussetzung zum Erhalt und somit auch zur fachgerechten Sanierung historisch wertvoller Bauten ist, dass diese überhaupt als solche erkannt und eingeordnet werden. Dies geschieht durch die Aufnahme in ein Inventar kulturhistorischer Objekte. Zu gegebener Zeit erfolgt allenfalls der Entscheid über die Festlegung zielgerichteter Schutzmassnahmen zur Sicherung des kulturhistorischen Werterhaltes. Öffentliche Mittel zur Sanierung oder für notwendige Massnahmen zum Erhalt von Schutzobjekten sind in Schlieren nur für Bauten in der Zuständigkeit oder im



Jean-Claude Perrin

Eigentum der öffentlichen Hand vorgesehen. Die Stadtregierung hat bis anhin versucht, ihrer diesbezüglichen Aufgabe nachzukommen: Baugeschichtlich interessante Objekte wurden inventarisiert, Kredite für Sanierungen oder den Erhalt beantragt – letzteres leider nicht immer mit dem nötigen Erfolg. Aus dieser Sicht hat «die Stadt» sicher nicht genug getan. Aber sie kann ja einiges noch nachholen, denn «genug» bezieht sich ja nicht nur auf eine definierte Zeitspanne, die jetzt abgelaufen wäre. «Genug» ist ein Begriff, der auch das Mass, die Qualität umschreibt. Die Sorgfaltspflicht gegenüber wertvollen Zeitzeugen, welche die Stadt wahrzunehmen hat, verlässt nicht. Schlieren muss demnach auch weiterhin und je länger je mehr wohl auch vermehrt genug in den Unterhalt und Erhalt historischer Bauten und Anlagen investieren.

Wie sehen Sie das in Bezug auf Sanierung durch Private?

Auch Private unterstehen natürlich dieser Pflicht betreffend Bauten, über welche bauhistorische Schutzmassnahmen verfügt sind. Das Baubewilligungsver-

fahren regelt bei baulichen Vorhaben an solchen Objekten den konformen Vollzug angeordneter Schutzmassnahmen. Unbefriedigend im Bereich Privatbauten ist allerdings die Tatsache, dass sich die öffentliche Hand nicht oder nur in ganz seltenen Fällen an der Finanzierung zur Umsetzung angeordneter Massnahmen beteiligt.

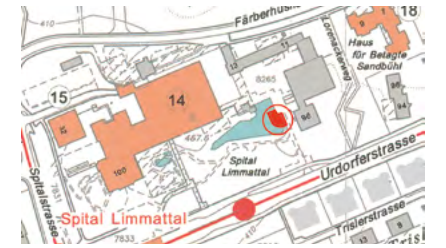
Welche Objekte gilt es in nächster Zukunft zu sanieren?

Diese Frage kann ich nicht beantworten. Auf Anhieb fällt mir keine Baute ein, für die sich augenblicklich eine Sanierung aufdrängt.

Wie könnte die Ermittlung solcher Objekte erfolgen?

Um eine Werterhaltung zu optimieren, müsste eine periodische Objektkontrolle zur Zustandsermittlung veranlasst werden, aus deren Erkenntnissen ein Sanierungsprogramm mit entsprechender Finanzplanung resultieren könnte. Auch private Objekte könnten so kontrolliert werden, würden zeit- und fachgerecht saniert. So könnte auch verhindert werden, dass Bauten sich selbst überlassen ver-

Die Kapelle am Spital Limmattal



gammeln und auf diese Weise allmählich aus ihrer Schutzwürdigkeit herausmanipuliert werden.

Die Bevölkerung hat bisher für die Sanierung öffentlicher Gebäude immer Steuergelder bewilligt. Wird das so bleiben? *Das stimmt so nicht, und da wiederhole ich meine Meinung aus der Antwort auf Ihre zweite Frage: «Die Stadt» hat nicht immer genug getan. Parlaments- und Volksentscheide haben wiederholt den Erhalt wertvoller historischer Gebäude verhindert. Beispiele dafür sind der endgültige Verlust der «Arch» und des «Meierhofs». Aber trotz zu erwartendem Widerstand hat die Exekutive ihrem gesetzlichen Auftrag nachzukommen und mit entsprechenden Anträgen die nötigen finanziellen Mittel zur Erfüllung der Sorgfaltspflicht gegenüber kommunalen Baudenkmä-*

lern einzufordern. Dies auch im Hinblick auf spätere Generationen, denen wir ein Erbe an gepflegten, architektur- und ortsgeschichtlich wertvollen Bauten und Anlagen aus den verschiedensten Zeitschnitten zu hinterlassen verpflichtet sind. Was aber, wenn wir heute all' das abreißen, was wir kurzfristig als alt, überholt, störend bezeichnen oder weil es dem augenblicklich überrissenen Renditetrend im Wege steht? Fazit: Es sollten wirklich genügend Steuergelder für diese Aufgabe eingesetzt werden.

Kann es sein, dass in der Bevölkerung und bei den politischen Entscheidungsträgern das Verständnis für die Rolle von kulturellem Wert und Erbe in einer modernen Gesellschaft nur mangelhaft vorhanden ist?

Ist dem so, muss diesem Manko vehement entgegen getreten werden – aus meiner Sicht oberste und vornehmste Aufgabe einer kulturellen Institution wie z. B. der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren. Das Interesse an unserem Kulturgut, seiner Bedeutung und seinem Stellenwert in der heutigen multikulturellen Gesellschaft, «s' Gschpüri für d'Seel vo Schlieren» muss breitflächig geweckt, gefördert und erhalten werden. Aus dem nötigen Verständnis für unsere Werte und dem Willen zum weiteren Erhalt müsste doch die erforderliche Bereitschaft erwachsen zur Finanzierung der dafür erforderlichen Massnahmen, verstanden als Beitrag zur Pflege und Weiterführung unserer Dorfgeschichte und -kultur, als Erbe an unsere nachkommenden Generationen.

Als sich in den Jahren zwischen 1964 und 1967 die Provinzleitung des Klosters Ingenbohl entschloss, die ordenseigene Krankenpflegeschule Theodosianum an das Spital Limmattal zu verlegen und gleichzeitig Ordensschwestern im Spital anstellen zu lassen, war dies ein mutiger Schritt in die Zukunft. Viele meiner Mitschwestern schüttelten den Kopf und fragten besorgt: «Ist das nicht zu weltlich? Könnt ihr denn da auch beten? Wird es einen Raum geben für die Messfeier?» Jahrelang wurden wir Limmattaler Schwestern beobachtet, um nicht zu sagen kontrolliert, wie wir unser geistliches Leben gestalteten.

So lag es fast auf der Hand, dass wir uns einsetzten für einen sakralen Raum, für eine Kapelle. Der Architekt, Hans von Meyenburg, nahm die Idee positiv auf, und so wurde projektiert. Paul Stiefel, der damalige Spitaldirektor, unternahm alles, um die Ordensschwestern einstellen zu können und war daher dem Bau einer Kapelle sehr wohlgesinnt.

Es wurde eine Oekumenische Stiftung Spitalkapelle Limmattal gegründet wozu das Institut Ingenbohl ein Stiftungskapital von 25'000 Franken einlegte. Am 16. Januar 1968 wurde die Stiftungsurkunde verabschiedet. Darin ist zu lesen:

«Das Institut der barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz errichtet eine kirchliche Stiftung unter dem Namen Oekumenische Stiftung Spitalkapelle Limmattal mit folgenden Zwecken

- Bau einer oekumenischen Kapelle im Areal des Spitals Limmattal, die in erster Linie dem Spitalpersonal und den Patienten dienen soll*
- Ist die Kapelle gebaut, so steht es im Ermessen des Stiftungsrates, allfällige zur Verfügung stehende Mittel für soziale Zwecke zu verwenden.»*

Präsidentin des Stiftungsrates wurde die jeweilige Generaloberin des Institutes Ingenbohl oder deren Bevollmächtigte. Im Stiftungsrat sassen von Anfang an katholische und reformierte Räte sowie Vertretungen des Spitals und ein Jurist. Im Jahr 2003 hätte der Stiftungsrat aufgelöst wer-



Spitalkapelle

den sollen, denn seine Tätigkeit war auf 35 Jahre befristet. Da aber seit Jahren ein Spitalneubau ansteht, setzte sich der heutige Stiftungsrat nochmals zum Ziel, den Rat nicht aufzulösen, bis beim geplanten Neubau wiederum eine oder dieselbe Kapelle ihren Platz gefunden hat.

Der Bau der Spitalkapelle weist eine ganz besondere Geschichte auf. Der Architekt und alle am Bau beteiligten Firmen freuten sich über die Erstellung der Kapelle. Sie arbeiteten alle unentgeltlich, einzig die Materialkosten flossen in die gesamte Baurechnung des neuen Spitals. Der Künstler, Herr Zingg, gestaltete das grosse Glasfenster passend zur Bibelstelle bei «Johannes 5,1». Der Engel taucht ins Wasser und wer von den Kranken als Erster zum Wasser gelangt, wird geheilt. Das kleinere Geisfenster soll uns daran erinnern, den guten Geist in diesem Areal walten zu lassen. Die ganz kleinen Glasfenster weisen Mond und Sterne auf, eine Hommage an die erste Mondlandung im Jahr 1969. Die Metzlerorgel, ein Orgelpositiv, sehr geeignet, um Altmeister darauf zu spielen, ist ein Geschenk des damaligen Spitalverbandes. Die Kapelle wurde als Rundbau gestaltet, was sich auch zeigt im runden Altartisch und in der konzentrisch gebauten Holzdecke. Beide weisen auf die Mitte hin, symbolisch, denn wir alle streben immer nach der Mitte in uns.

Zur Einweihung der Kapelle dichtete Schwester Silja Walter (Kloster Fahr) eine Kantate «der Fisch am Teich Betzata», die der Musiker René Armbruster vertonte und die vom Chor der Schülerinnen der Krankenpflegeschule, von Solisten und einem Orchester uraufgeführt wurde. Es war ein nachklingendes, eindrückliches Erlebnis, diese Einweihung.

In der Spitalkapelle versammelten sich anfangs täglich die Ordensfrauen zu ihrem Stundengebet und zur Messfeier. Die Kapelle wurde auch von Angestellten häufig besucht. 38 Jahre war die Kapelle ein wichtiger Ort für die Krankenpflegeschule für Diplomfeiern, geistigen Wochenbeginn und andere Veranstaltungen. Die oekumenische Adventsfeier für das Personal war jeweils ein Jahreshöhepunkt. Heute wie früher ist die Kapelle ein wichtiger Ort für Patienten, Angehörige und andere Besucher. Die Gottesdienste, ob reformiert oder katholisch, sind sehr gut besucht. Die Kapelle ist eine Oase der Stille, des Gebetes, des Trostfindens. Gerade ein Haus der Kranken bedarf eines solchen Raums, der belastenden oder auch dankbaren Menschen als Ort der stillen Einkehr dient.

Sr. Elisabeth Müggler

Wie weiter mit dem Gasometer?



Gasometer 1 ...



... verhüllt

Das wüssten die involvierten Organisationen, Baufirmen und der Projektleiter seit 2005 selber auch gerne. Aber das ist eine endlose, leidvolle, zermürbende Geschichte, die hier nur kurz ausgeführt werden kann und soll. Dabei hat die neuere Geschichte so hoffnungsvoll begonnen.

Der 34 Meter hohe und darum weit herum sichtbare Gasometer in Schlieren ist in seiner Art einzigartig. Er ist der letzte noch existierende und sogar funktionsfähige (leider nur für eine kurze Zeit) Teleskop-Niederdruck-Gasbehälter in Europa. (Technisch interessierte Leser finden am Schluss des Beitrags eine bildliche Darstellung und eine genaue Beschreibung des Funktionsprinzips.) Dank seinem Durchmesser von 39m konnte er bis zu 25 000 m³ Gas fassen. 1974 stellte das städtische Kohle-Gaswerk den Betrieb wegen Umstellung auf Erdgas ein. 2001 sollten die vier Gasometer abgebrochen werden. Angesichts der technisch-historischen Bedeutung des Objekts

kaufte der Kanton von der Erdgas Zürich AG den Gasometer Nr. 1 samt zugehörigem Heizhäuschen für den symbolischen Betrag von 1 Franken. Anschliessend übergab er das Objekt der Stiftung «Pro Zürcher Haus» des Zürcher Heimatschutzes im Baurecht. Von 2003–05 wurde der Gasometer unter Projektleiter Architekt Beat Schwengeler völlig saniert. Zuerst wurden 1200 m³ Schlamm – die Rückstände von 100 Jahren Betrieb – herausgewaschen und fachgerecht entsorgt. Im Hinblick auf die strengen Umweltauflagen für die Sanierung der Behälter musste das Gerüst rundum verhüllt und darüber ein Notdach gespannt werden. Dieses war empfindlich: Bereits kleinere Stürme vermochten die Einhausung zu zerzausen. Mit den Korrosionsschutzarbeiten begann man im Innern des Gastanks. 16 hydraulische Pressen hoben die ineinander liegenden Ringe und die Glocke (zuoberst) wie ein altes Fernrohr aus dem Wasserbecken auseinander, 25 Meter hoch. Auf dieser Höhe wollte man später den Ga-

someter als technisches Denkmal auch fixieren. Nun drückte der Wind Beulen in die Behälterwände aus nur 2,5 Millimeter dickem, genietetem Stahlblech, weil der Innendruck des früher gespeicherten Gases fehlte. Aus dieser negativen Erfahrung resultierte ein grundlegendes Umdenken: Der bis dahin noch völlig funktionstüchtige Gasometer sollte der Nachwelt nicht als Gebäude, sondern als Maschine erhalten bleiben. Statt Gas sollte künftig Luft mit leichtem Überdruck den riesigen Kessel hochstemmen. Wegen weiterer grosser Schwierigkeiten musste der ursprüngliche Beitrag des Kantons aus dem Lotteriefonds nachträglich auf 6 Millionen Franken aufgestockt werden. November 2005 wurde der Gasometer der Öffentlichkeit übergeben. Von da an konnten Besucher in kleinen Gruppen im Kessel innen 35 Minuten lang miterleben, wie der 270 Tonnen schwere Metallbehälter innerhalb des Stahlgerüsts hochstieg und anschliessend alle



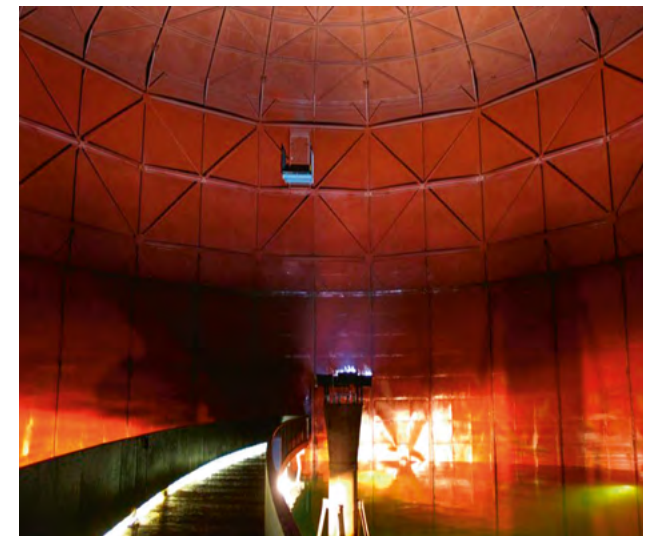
Detailaufnahme

drei Teleskopteile wieder ins Wasserbecken zurück sanken. In Kombination mit einem eigenen Lichtkonzept war dies ein spektakulärer Anblick. Die Freude über dieses einmalige Museumserlebnis dauerte nur kurz bis 2007, weil man ein Leck im Wasserbecken feststellte. Man hat es bis heute nicht gefunden. Seither ist der Gasometer für Besucher geschlossen. Sein Zustand wird immer desolater. Schlieren hat bereits 10 000m³ Wasser geliefert und bezahlt, das übrigens im Winter beheizt werden muss. Eine neuerliche Sanierung verschlänge weitere 1,6 Millionen Franken. Aber wer soll diesen Betrag aufbringen? Die verantwortliche Baufirma? Der Projektleiter? Der Heimatschutz oder gar der Kanton?

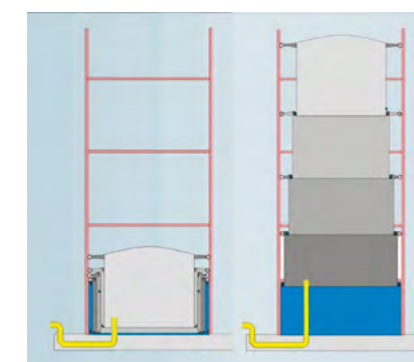
Klar ist auch: Selbst wenn irgendwann der Gasometer wieder in Betrieb genommen werden könnte, vermöchten die Eintrittsgelder der Besucher die Kosten für Betrieb und Unterhalt des Industriedenkmals nicht zu decken. Zum Besuch des Kesselinneren sind nur kleine Gruppen zugelassen. Wegen all' dieser Probleme entstanden zwischen Projektleiter, Stiftung und Behörden Querelen. Es gab Rücktritte, Neu- und Abwahlen. Entschieden ist bis heute nichts, und die Zukunft des Gasometers sieht trist aus.

Schade für diese weltweit einzigartige Attraktion, für die seinerzeit sogar auf verschiedenen Tourismus-Webseiten gewonnen wurde. Der Teleskop-Gasometer in Schlieren ist die älteste Konstruktionsart und seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt. Er passt sein Volumen an, indem sich mehrere ringförmige Behälter sowie eine Glocke als Deckel teleskopartig auf und ab verschieben. Wird der Gasometer mit Gas befüllt, hebt sich durch den inneren Gasdruck (je nach Gewicht und Grösse der Konstruktion zwischen 15 und 30 mbar) zuerst das innerste Element, die Glocke. Ist diese voll ausgefahren, folgt Ring auf Ring, wobei sich jeder mit seinem oberen Rand am unteren des bereits angehobenen Elementes einhängt. Die eigentliche Herausforderung bei der Entwicklung der Teleskop-Gasometer war die

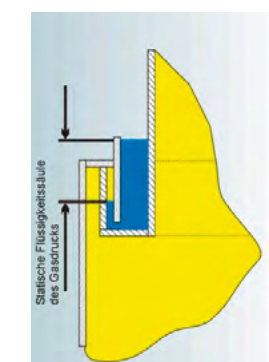
gasdichte Abdichtung der sich gegeneinander verschiebenden Teleskopringe, waren doch die Behälteroberflächen in genieteter Stahlbauweise uneben und daher für eine Abdichtung mittels mechanischer Dichtungen (z.B. Leder oder Kautschuk) ungeeignet. Die geniale Lösung: Abdichtung mit Wasser. Ein tiefes Wasserbecken im Sockel dichtet das Ganze gegen den Baugrund sowie die unterste Fuge ab. Mit dem Hochsteigen übernehmen sogenannte Wassertassen (Rinnen ähnlich einer Dachtraufe, am unteren Rand der Blechbehälter) diese Aufgabe. Damit ist in jeder Stellung eine 100%ige Dichtheit in den Bewegungsfugen sichergestellt. Die kontrollierte Führung der aufsteigenden Elemente übernimmt das für Teleskopgasometer charakteristische Führungsgerüst. An diesem stützen sich die Glocke und die Teleskopringe über Rollen horizontal ab.



Gasometer von innen



Funktion



Wassertasse

bisher erschienene Jahrhefte

1954	Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren	Gustav Fausch (vergriffen)
1955	Vom Schlieremer Wald	Dr. Emil Surber (vergriffen)
1957	Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten	Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
1959	Schlieren vor 100 Jahren	Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
1961	Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759	Rolf Grimm (vergriffen)
	Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910	Eduard Böhringer und Albert Vollenweider-Schuler
	Lebensfragment eines alten Schlieremers	Heinrich Wipf
	Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien	Heinrich Meier-Rütschi
1963	Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi (vergriffen)
	Bürgernutzen vor 100 Jahren	Dr. Hans Heinrich Frey
	Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi
	Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren	Rudolf Grimm
1965	Die grosse Schulreise von 1833	Rudolf Grimm
1967	Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824	Hans Höhn
1970	Die Inventarisat ion der kulturhistorischen Objekte, I. Teil	Peter Ringger
1972	Die Inventarisat ion der kulturhistorischen Objekte, II. Teil	Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
1975	Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie	Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
1977	Gerichtsbüechli von Schlieren	Eingeleitet von Dr. Ursula Fortuna
1979	Die Öffnung von Schlieren	Dr. Ursula Fortuna
1981	Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875	Dr. Ursula Fortuna
1992	Ein Schlieremer erlebt Amerika	Kurt Scheitlin
1993	Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939	Heiri Meier
1994	Von der «Lymhütte» zum chemischen Unternehmen – Ed. Geistlich Söhne AG	Philipp Meier und Heinrich Geistlich (vergriffen)
1995	Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974	Max Kübler (vergriffen)
1996	Wir Kinder vom «Negerdorf»	Heidi und Kurt Scheitlin
	Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegründet 1893	Rudolf Weidmann
1998	Schlieren während des Zweiten Weltkriegs	Heiri Meier und Kurt Frey
1999	Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters	Eduard Böhringer
	Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmöckern und Schiebern.	
	Die Geschichte der Wasserversorgung von Schlieren	Karl Stoller
2000	Schlierens Orts- und Flurnamen	Dr. Alfred Egli
2001	Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit	Kurt Frey und andere Autoren
2002	«Feuer und Wasser» – Die Limmatkorrekt ion 1876-1912	Philipp Meier
	Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren	Robert Binz und Angehörige der Feuerwehr

2003	3 Jubiläen: 50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	Paul Furrer und Heiri Meier
	25 Schlieremer Jahrhefte	Heiri Meier und Kurt Frey
	Schlieren – 200 Jahre beim Kanton Zürich	Peter Suter
	Schlieremer Dorfgschichte	Heiri Bräm und Rudolf Weidmann
	Schlierens 300-m-Schiessanlagen	Robert Binz
2004	Die Schule Schlieren im erneuten Wandel 1950–2000: Beiträge von ehemaligen Behörden- und Verwaltungsmitgliedern, Lehrkräften und Schülern	
2005	Schlieremer Quartiere, Rückblick und Erinnerungen	verschiedene Autoren
2006	Schlieren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten	Heiri Meier
2007	Gotteshäuser und Wirtshäuser in Schlieren	Kurt Frey, Robert Binz, Philipp Meier
2008	Schlieren zwischen 1960 und 1990	Heiri Meier
2009	Ent-Sorgen	Peter Suter und andere Autoren
2010	Als die Post nach Schlieren kam	Kurt Frey, Peter Hubmann und andere Autoren
2011	ubi bene, ibi patria – Geschichten aus der Immigration	Philipp Meier
2012	Von der Selbstversorgung zur Selbstbedienung	Kurt Frey, Peter Schnüriger, Peter Suter
2013	Mit Schwung ins neue Jahrtausend	Jack Erne, Peter Hubmann, Charly Mettier, Jean-Claude Perrin, Peter Voser
2014	Sanieren, Was? Wer? Wozu?	Peter Suter

